

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jeversches Wochenblatt  
1929**

275 (23.11.1929)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-139710](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-139710)

# Severisches Wochenblatt

Bezugspreis für den laufenden Monat durch die Post 2,25 Mk. ohne Postgebühren, durch die Aussträger 2,25 Mk. inkl. Haus (einmal 25 Pf. Trägertlohn). — Erscheint täglich, außer Sonntags. — Schluß der Anzeigenannahme morgens 8 Uhr. — Im Falle von Betriebsstörungen durch Witterungsverhältnisse, über die Redaktion keine Kontrolle, die bei der Bestellung des Abonnenten an die Postverwaltung, über die Redaktion keine Kontrolle.

Severländische



Nachrichten

Anzeigenpreis: Die einpaltige Millimeterzeile über deren Raum 10 Pfennig, auswärts 15 Pfennig, im Textteil 40 Pfennig. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen, auch für durch Fernsprecher aufgenommene und abbestellte, sowie unbedingte Aufträge wird keine Gewähr übernommen.

Postfachkonto Hannover 12854 Fernbr. Nr. 257

Nummer 275

Sever i. O., Sonnabend, 23. November 1929

139. Jahrgang

## Die Ereignisse der Woche

Wir gehen diesmal in einen ausgeprägt politischen Winter mit den Wahlen in Lübeck und Baden eingetretener, dann folgte das Volksbegehren, die Provinziallandtags- und Gemeindevorwahlen in Preußen, Sachsen und Hessen und am 22. Dezember, kurz vor Weihnachten, werden wir den Volksentscheid erleben. Für die nötige Aufwühlung der Massen ist also gesorgt. Ein Jahre hindurch erfolgte diese fast ausschließlich zum Schaden der volksbejahenden Schichten und Kräfte und brachte den anderen große wirtschaftliche Beute, Macht und Würden. Jetzt, wo die „Novemberstimmung“ ihr Ende erreicht, möchten die neuen Machthaber zur Verankerung ihrer Herrschaft wohl am liebsten Wahlrecht, Volksentscheid u. a. verfassungsmäßigen Rechte des Volkes über Bord werfen und diktatorisch regieren. Sie werden jetzt Grund haben zu verdrossener Kritik und mit Wilhelm II. auszurufen: „Die ganze Richtung paßt uns nicht.“ Trotz aller erreichten Erfolge fällt es ihnen auch immer schwerer, sich in dem selbstgeschaffenen politischen und wirtschaftlichen Irregarten zurechtzufinden.

Der Haupterfolg der Provinziallandtags- und Gemeindevorwahlen können diesmal die Nationalsozialisten für sich buchen, die ein Stimmenplus von 250 Proz. erzielten. Es kann Herrn Seering wahrscheinlich nicht gleichgültig sein, daß ihm in seinem, dank der Trägheit und Gleichgültigkeit des Bürgertums, bisher noch unumschränktem Reich, pflichtmäßig robuster Gegner zu Tür und Fenster der Gemeindevorwahlen und Kreiswahlen hineinstiegen. Besonders schmerzhaft wird es ihm sein, daß die Nationalsozialisten den weitaus größten Teil ihrer Gewinne auf Kosten der Marxisten erzielten. So haben sie in Berliner Arbeitervierteln wie Wedding und Moabit anscheinend großen Zugang an Arbeiterkreisen erhalten, desgleichen haben sie im mitteldeutschen Industriegebiet außerordentlich viel Stimmen gewonnen und sich in der Provinz Brandenburg in 23 Gemeinden zur zweitstärksten Partei emporgeschwungen. In Berlin entrißten sie den Marxisten immerhin 60 000 Stimmen. Dafür gewannen aber die Kommunisten 13 Sitze.

Der völkisch-nationale Bombenerfolg, den man sich infolge der Sklareffäre für Berlin erwartete, ist ausgeblieben. Die in Partei und Gewerkschaft erzeugte materialistische Berliner Gesinnung, die für wirtschaftliche Vorteile und Sicherungen aller Art (meist auf Kosten der Volkstrakt) schon manche lästige Korruptionsercheinung stillschweigend in Kauf nahm, wird auch über die Affäre der Gebrüder Sklarek hinwegkommen. Die Parole „Freie Bahn dem Tüchtigen“ im Sinne selbstzufriedener in fetten Posten sich anfindender Mittelmäßigkeit wird weiter das republikanische Ideal marxistischer Staatsweisheit bleiben, auch wenn dieser oder jener von den Arrivierten einmal Pech hat. Die Berliner Sozialdemokratie hat den Fall Sklarek, Ruitzer und Barmat verdaut. Sie wird, nachdem der Sündenbock Boek in die Wüste geschickt ist, auch mit dem Fall Sklarek fertig werden. Der Reichsbannerleiterant ist heute zwar nicht mehr Mitglied der S. P. D. Aber wir werden trotzdem wohl in Ruhe abwarten können, ob ihm nicht auch so ein „hartes Los“ winkt wie seinen genialen Vorgängern vom Stamme Rimm. Unser kranker und morscher Staatskörper ist ein prachtdoller Nährboden für Schwammbildungen, wie sie uns die große Reglerpartei in Berlin in Reinkultur vorführt.

Nebrigens ist es vielfach nicht ganz einfach, aus den Provinzial- und Gemeindevorwahlen politische Schlussfolgerungen zu ziehen. Es bilden sich immer neue Gruppen und Parteien, die sich schwer in das alte Schema einordnen lassen. Für die Wittmunder Kreiswahlen wurden nicht weniger als 39 Listen aufgestellt, in denen sich wohl selbst der Einheimische kaum zurechtfinden konnte. In Berlin gab es eine radikale Antifaschistenpartei, die ganze 13 Stimmen zählte. Es ist als ob sich der Parlamentarismus durch solche Wahlkarikaturen selbst strafen wollte. Die Provinziallandtagswahlen ergaben ein etwas einheitlicheres Bild. Im Wahlkreis Wittmund sind die Sozialdemokraten seit dem Mai 1928 um 792 Stimmen stärker geworden. Die nationalen Stimmen verteilen sich diesmal auf mehrere Gruppen. Die stärkste Gruppe ist die „Nationale Front“ mit 4761 Stimmen, in denen wohl der wachsende Einfluß des Stahlhelm zu Tage tritt. Die Deutsche Volkspartei erlangte mit 254 Stimmen stärker als bisher. Der Mittelstandsbund bringt die ansehnliche Zahl von 1050 Stimmen zusammen. Die Nationalsozialisten hatten im Mai 1928 bei den Reichstagswahlen im Wahlkreis Wittmund 4331 Stimmen zu verzeichnen, jetzt nur 2367, aber auch hier ist ein Vergleich fehl am Platz, da sie bisher auf den Provinziallandtagen noch gar keine Rolle spielten. Sie haben auch in der Provinz Hannover jetzt 8 Sitze erobert. Große Erfolge brachten ihnen die Gemeindevorwahlen in Bonn (8 Sitze), Blauen (12), Wiesbaden (9), Koblenz (8), Göttingen (8), Steinfurt (9) und Quedlinburg (10). Die Frage ist jetzt nur: Wie werden sie das kommunalpolitische Pferd zu reiten verstehen? Da ist es nicht allein mit politischer Propaganda und Ideenvertretung getan, es wird viel-

## Hugenbergs Programmrede

T. U. Kassel, 23. Nov. Am Freitag nachmittags fand in Kassel die erste Vollversammlung des 9. Deutschen nationalen Parteitag statt. Rund 1300 Delegierte aus allen Teilen des Reiches hatten sich eingefunden. Als der Parteiführer Dr. Hugenberg, begleitet von den Mitgliedern des Parteivorstandes, den Saal betrat, brachte ihm die Versammlung eine Ovation dar. Dr. Hugenberg dankte für diese Begrüßung, in der er den Ausdruck des Willens der Partei zur Eingetragenen und Freiheit erblickte und eröffnete den Parteitag. Admiral a. D. Bozinger begrüßte den Parteitag namens des Hessischen Landesverbandes der Deutschen nationalen Partei.

Darauf ergriff Geheimrat Dr. Hugenberg das Wort und führte aus: Falls der Pariser Tributplan Befehl werden sollte so wird dies der Ausgangspunkt einer Zeit allerhöchsten Leidens und unwürdiger Knechtschaft sein. Auf Grund dieser klaren Erkenntnis haben wir vor uns selbst und vor der Geschichte die Pflicht, dem Inkrafttreten des Pariser Tributplans jedes irgend mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Angesichts der geradezu lügenhaften Darstellung dieser Dinge durch die offizielle und offiziöse Propaganda will ich ein paar Gewissensfragen stellen, die ehrlicherweise niemand mit Ja beantworten kann, auch nicht Herr Dr. Schacht:

1. Ist es zu bestreiten, daß die bisherige Fremdkontrolle (Beschränkungen unserer Souveränität) nicht befristet, sondern lebenslang in veränderter Form auf die Tributbank übertragen ist?

2. Ist es zu bestreiten, daß die deutschen Grenzlande im Westen unter Fremdkontrolle verbleiben und daß die Franzosen das vertragsmäßige Recht der Wiederbesetzung in Anspruch nehmen?

3. Ist es zu bestreiten, daß durch die Sonderzustände (bergl. den neuesten deutsch-polnischen Liquidationsvertrag) immermehr zusammenschumpfende durchschneidende Erleichterungen von sage 200 Millionen Mark jährlich angesichts der verlängerten Dauer der Belastung, angesichts der Verzehrung dieser Beträge zur Deckung der laufenden Fehlbeträge, der ständig wachsenden Zinslast für die wachsende Auslandsschuld und angesichts der praktischen Unmöglichkeit, sei es den höheren, sei es den niedrigeren Betrag zu zahlen, ohne jede wirkliche Bedeutung?

4. Ist es zu bestreiten, daß allerdings diese Unmöglichkeit der Erfüllung zugegeben und demnach in unehrlicher Weise entgegen dem Inhalt des Youngvertrages und entgegen allen bisherigen Erfahrungen auf spätere Nachlässe gerechnet wird?

5. Ist es zu bestreiten, daß der Youngplan im Gegensatz zum Verfallener Vertrag und zum Dawesplan keinerlei wirkliche Revisionsmöglichkeit enthält und demnach seine Nichterfüllung ohne weiteres Vertragsbruch mit allen seinen Folgen sein wird?

6. Ist es zu bestreiten, daß unsere Zahlungen statt wie bisher in Mark künftig in Devisen erfolgen sollen und daß wir uns diese Devisen in keiner anderen Weise als durch neue Verschuldung oder Fortsetzung des Ausverkaufes unserer Betriebe, also unserer Wirtschaft an das Ausland beschaffen können?

7. Ist es zu bestreiten, daß zur Erfüllung der Lasten des Youngvertrages die Reichsbank sogar verpflichtet sein wird, ihre Noten in Gold einzulösen und daß diese Verpflichtung in Verbindung mit der Pflicht zur Devisenbeschaffung und zur Zahlung der Zinsen unserer kommerziellen Auslandsschulden und in Verbindung mit unserer passiven Handelsbilanz auf die Dauer die feste Gefahr einer Währungszerstörung und eine hoffnungslose Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft und Politik vom Ausland mit sich bringt?

8. Ist es zu bestreiten, daß der hiergegen bisher völlerrechtlich aufgerichtete Schutz der sogenannten Transferkauf des Dawesvertrages rechtlich und praktisch durch den Youngplan so gut wie vollständig beseitigt wird?

9. Ist es zu bestreiten, daß die sicher kommende Youngkrise sehr viel fürchterlicher sein wird als die angeblich zu erwartende, in erster Linie von den auswärtigen Gläubigerländern zu verantwortende und auszubadende Dameskrise?

10. Ist es zu begreifen, daß man trotz alledem den Youngvertrag abschließen will, zu dessen Abschluß man nicht gezwungen werden kann? In gewissen Kreisen, besonders bei der sogenannten bürgerlichen Mitte, macht sich ein Gerüde auf: Wenn der Youngplan erst fertig ist wird es Zeit, eine Regierung der Ordnung aufzurichten. Es gibt auch Leute, die unter Mißbrauch dieses Namens von einer Hindenburg-Regierung sprechen. Ihre Aufgabe soll die Aufbringung und richtige Verteilung der Lasten des Youngplanes und der Rettung der Wirtschaft sein.

Es ist eine billere Wahl, entweder Fronvogt des Auslandes zu sein oder politischer Bankrotteuer. Wir möchten beides nicht sein. Die Unfreiheit von Wirtschaft und Währung, die der Youngplan besiegelt, kostet jährlich noch viel mehr als die 2,3 Milliarden Tribut: Sie zerstört Volkseinkommen und Wirtschaft. Eine Wirtschaft, die ihre Lasten nicht mehr decken kann, hört schließlich auf und verwandelt sich nach Verzehrung oder Ausstreibung des Kapitals in Arbeitslosigkeit.

Mit der leichtsinnigen Redensart, es werde schon so schlimm nicht werden, kommt man an diesen harten Tatsachen nicht vorbei. Man darf nicht vergessen: Wir stehen nicht mehr im Jahre 1924, sondern haben uns in diesen fünf Jahren unter dem Joche des Dawesplans rund 15 Milliarden kommerzielle Auslandsschulden zugelegt, haben dank dem Marxismus unsere 1924 gesunden Finanzen wieder in heillose Unordnung gebracht, haben die damals gesunde Landwirtschaft und viele andere Teile der Wirtschaft ruiniert und wissen ohnehin heute nicht mehr aus noch ein. Den Youngplan annehmen, heißt willenslos auf dieser schiefen Ebene weiter rollen. Der einzige Ausweg aus den geschilderten Widersprüchen und Unmöglichkeiten wäre das Schlußfinden unter dem nationalen Gesichtspunkt des entschlossenen Eintretens für das Lebensrecht unseres Volkes nach außen hin. Aber warum dann nicht heute? Es ist heute unendlich viel leichter und schmerzloser als nach Annahme des Youngplanes. Neue Verhandlungen, die nach seinem Scheitern im nächsten Jahre aufzunehmen wären, würden eine ausichts-

volle politische Aufgabe darstellen.

Zum Schluß seiner Rede kam der Parteiführer Dr. Hugenberg auf die grundsätzliche Regierungsbereitschaft der Deutschen nationalen zu sprechen und äußerte sich dazu wie folgt:

Eine Koalition im Sinne der von 1927/28 wollen wir Deutschen nationale überhaupt nicht wieder. Falls eine Koalition denkbar wäre, die sich auf der Verwerfung des Youngplanes aufbaut, wäre sie ohne weiteres hoffnungslos. Die antimarkistische Front, von der besonders diejenigen jetzt so viel sprechen, die seit zehn Jahren gemeinsam mit der Sozialdemokratie gemeinsam regieren (Lebhaftes Sehr richtig!), ist für uns ganz selbstverständlich. Es kommt nur darauf an, daß hinter dem Wort auch ein ernster Wille steht und daß die zwei Voraussetzungen erfüllt werden, nämlich daß die antimarkistische Front nicht nur im Reich, sondern auch in Preußen regiert und daß sie einen Dauerzustand bedeutet. So lange aber das notwendige Verständnis der anderen für eine solche Koalition fehlt, müssen wir den Kampf gegen das Zusammenregieren mit der Sozialdemokratie führen, denn in diesem Zusammenregieren liegt das große Verbrechen, das am deutschen Volke begangen wurde.

Eine Schaufelpolitik mit wechselnden Mehrheiten können wir nicht mehr dulden. Von dem Augenblick an, wo wir innerpolitisch wieder zur Offensive übergehen, müssen wir dem Zentrum und der Volkspartei das Zusammenregieren mit der Sozialdemokratie so sehr verfehlen, wie wir irgend dazu in der Lage sind. (Stürmischer Beifall.) Denn wir ertreiben eine andere innere Machtverteilung in Deutschland, und dieses Ziel ist so groß, daß zu seiner Erreichung auch auf keine Augenblinderfolge verzichtet werden muß. Unsere Politik ist nicht die einer unfruchtbaren Negation, sondern sie wird bald eine wirkliche Politik sein. Es ist ein notwendiges Zwischenstadium, das überwunden werden muß.

Dr. Hugenberg sprach sich auch über das Verhältnis der Partei zu den Nationalsozialisten aus. Er stellte es als begründenswert hin, daß sich Parteien und Organisationen in einem großen außenpolitischen Ziel zusammengefunden haben. Daraus ergibt sich eine Abhängigkeit von den Nationalsozialisten oder ihren Ideen konstruieren zu wollen, sei vollkommen abwegig. Die Deutschen nationale Volkspartei habe genau so ihre volle Handlungsfreiheit wie die übrigen im Reichsausschuß vereinigten Parteien. Eine besonders eindringliche Warnung richtete Dr. Hugenberg an die an der Koalition beteiligten nichtnationalen Parteien. Wenn dort heute eine gewisse Erkenntnis herandämmere, daß mit den Sozialdemokraten aufbauende Staatspolitik nicht zu treiben sei, so müsse eindeutig festgestellt werden, daß die Deutschen nationalen nicht daran dächten, ihre unbedingte Opposition aufzugeben, ehe diese Erkenntnis im Reich und in Preußen nicht zu einer völligen Aenderung der politischen Haltung dieser Parteien führe. Wenn wirklich die Absicht vorhanden sei, sich von den Sozialdemokraten zu trennen, worüber starke Zweifel erlaubt seien,

dann müsse das vor der Annahme des Youngplanes geschehen, da die Deutschen nationale Partei nicht daran denke, die Mitverantwortung für die durch den Youngplan entstehende Verelendung der Massen zu übernehmen.

Die Rede des Parteivorstehenden, die wiederholt von Zustimmung und Beifallstundgebungen unterbrochen wurde, fand am Schluß stürmischen, langanhaltenden Beifall.

hängt, wird, darauf können sie sich gefaßt machen, alles versucht werden, sie aus dem Sattel zu stießen. In dem Maße, wie sie sich in diesem Kampfe praktisch bewähren, werden ihnen die weiteren Wahlen neue Stimmen und Mitstreiter zuführen. Es kann

## Neueste Fundmeldungen

(Eigener Funddienst.)

Der frühere französische Ministerpräsident Clemenceau, der an einer schweren Harnsäurevergiftung leidet, liegt im Sterben.

Nach Meldung der Warschauer Agentur hat sich das Verfahren gegen 37 Mitglieder des Deutschbundes wegen Hochverrats endgültig niedergeschlagen werden.

In der Stötterauer Maschinenfabrik Heydt sind die entlassenen Heimwehrlaute wieder als Arbeiter eingestellt worden.

In Casablanca verunglückte ein Militärkraftwagen. Zwei Offiziere wurden auf der Stelle getötet.

In verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten ist eine scharfe Kältewelle aufgetreten. Bisher sind 20 Todesfälle zu verzeichnen.

Nach einer Mitteilung der Korrespondenz der Bayerischen Volkspartei ist der frühere Reichstagsabgeordnete des Bayr. Bauernbundes Thomas Falkenecker vor einigen Monaten nach Südamerika ausgewandert. Dort soll er sich nun an einem Raubüberfall auf eine Viehfarm beteiligt haben und dabei nach der geltenden Landesitte kurzerhand aufgehängt worden sein.

aber auch eventuell hier und da zu schweren Enttäuschungen kommen. Qui vivra verra!

Auf dem deutschen nationalen Parteitag in Kassel arbeitete der Abg. Frhr. von Freitagsh-Loringhoven in einem Vortrag „Wir und die Nationalsozialisten“ klar heraus, was die Partei von ihren Bundesgenossen im Volksbegehren trenne. Vor Allem befänden innenpolitisch manche Gegensätze. Die gegnerische Erwartung, daß der § 4 des Freiheitsgesetzes die neugebildete nationale Front zerbrechen würde, hat sich aber bisher nicht erfüllt, wenn auch manche Freunde des Volksbegehrens ihr Mißbehagen über diese Einigung nur schwer zu überwinden vermögen. Es besteht anscheinend Einmütigkeit darüber, daß man die Waffe des Volksentscheides gegen den Youngplan sich keinesfalls durch innere Konflikte zerbrechen will. Der Kasseler Parteitag zeigt mit erfreulicher Deutlichkeit, daß Hugenberg die Deutschen nationale Volkspartei von ihrer linksseitigen Daveselähmung endgültig kurier und sie zu neuem Leben erweckt hat. Die Lage ist auch ernst genug. Da kann nur Geschlossenheit, unbeirrte Arbeit und ein starker Führerwillen zum Ziel führen. Immer fester schließt sich der feste Ring um Deutschland. Nachdem uns außenpolitisch im Westen jede Revisionsmöglichkeit abgeschnitten ward, stehen wir durch den deutsch-polnischen Handelsvertrag nun auch im Osten vor Bindungen, die zum völligen Erliegen der ostelbischen Landwirtschaft führen können. Der sozialdemokratische deutsche Unterhändler, Herr Kaufscher, Nachfolger des erfüllungspolitisch gestellten, aber doch immerhin mit der deutschen Landwirtschaft in Fühlung stehenden Zentrumsmannes Minister a. D. Hermes, hatte nichts Eiligeres zu tun, als entgegen den Absichten und Versicherungen Dr. Stresemanns, nun auch ein Ostkarnero zu schaffen, das den ostmärktischen Landwirt entwürzelt und den raubgierigen polnischen Nachbar zu einem erdrückenden Konkurrenten macht. Also wohin man blickt: Gewissenlose Ausbeutung deutscher Wirtschaftskraft, Zerstörung des deutschen Bauerntums. Wer denkt da nicht an das herzensbelebende eines führenden Sozialdemokraten: „Republik das ist nicht viel, Bolschewismus ist unser Ziel.“ Daß der Marxismus in Richtung auf dieses Ziel hinter der trügerischen Fassade eines „republikanischen Nationalstaates“ bisher ganz folgerichtig und zielbewußt vorgegangen ist, kann wohl heute niemand mehr bezweifeln. Wer immer noch nicht sieht, wohin die Reise geht, begeben sich unter die der russischen Hölle entflohenen deutschen Bauern und lasse sich Einiges erzählen über die „agrarpolitischen“ Methoden der Sowjets. Das selbe Los wie unsern zu armen Hungernden Rufis erniedrigten Volksgenossen in Rußland wird auch dem einheimischen Bauerntum blühen, wenn es nicht endlich politisch klare Frontstellung nimmt. Die eben vollzogenen Wahlen mit ihrer Wahlträchtigkeit und ihrer stellenweise geradezu fächerförmigen Listenplitterei lassen, Gott sei es geklagt, davon noch sehr wenig erkennen.

## Eine Falschmeldung.

Die deutschnationale Pressestelle teilt mit, daß die deutschnationale Fraktion die Abstimmung über den § 4 des Volksbegehrens nicht freigegeben und Herr Dr. Hugenberg sich nicht bereit erklärt habe, das Freiheitsgesetz persönlich im Reichstage zu vertreten. Ausdrücklich erklärt die deutschnationale Pressestelle: „Dr. Hugenberg hat schon deshalb kein Einverständnis zur Freigabe der Abstimmung geben können, weil die Fraktion selbst in dieser Frage keine Stellung genommen hat.“



## Politische Rundschau

Reichstagsabgeordneter von Kardorff für eine Arbeitsgemeinschaft der bürgerlichen Parteien.

△ I. U. Kiel, 22. November. In der Tonhalle sprach am Donnerstagabend der volksparteiliche Abgeordnete von Kardorff über „Aufgaben deutscher bürgerlicher Politik“. Im Verlauf seiner Ausführungen trat der Redner für eine Steuerreform, Kommunalreform und Reichsreform ein. Das seien die wichtigsten Fragen, deren Lösung sich die Deutsche Volkspartei nach Erledigung des Youngplans zum Ziel gesetzt habe. Sache des gesamten Bürgertums sei es, die großen Aufgaben der Zeit zu erkennen. Sollte sich die Sozialdemokratie zur Mitarbeit an der Lösung dieser Aufgaben bereit erklären, so werde man auch mit ihr kooperieren können. Im anderen Falle werde der Weg auch ohne sie gefunden werden, wenn das Bürgertum einig sei. v. Kardorff schloß mit einem Appell an die bürgerlichen Parteien zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft.

### Vlaamisierung der Universität Gent.

Die belgische Kabinettskrise vorläufig vermieden.

△ Die liberale Fraktion der belgischen Kammer beschloß nach lebhafter Aussprache, die Vlaamisierung der Universität Gent anzustreben. Die Kabinettskrise ist dadurch zunächst vermieden, zum mindesten jedoch für mehrere Monate hinausgeschoben worden. Die Vlaamen werden nunmehr voraussichtlich ihre vlamische Universität, nach der sie in hundertjährigem Kampfe gestrebt haben, erhalten. Es sei hierbei daran erinnert, daß die Universität Gent schon einmal und zwar während des Krieges, durch den deutschen Gouverneur von Belgien, von Bissling, vlaamisiert worden war. — Die Vlaamen sind die in Belgien den französischen Wallonen gegenüberstehende Bevölkerung deutscher Abkunft und Sprache.

## Französische Deke

gegen elssässische Studenten und gegen Deutschland.

I. U. Straßburg, 22. Nov. Die französische Presse hat einen neuen Anlaß gefunden, eine Hezge gegen die Autonomen zu entfesseln. Bekanntlich hatte die Stadt München im Austausch gegen den bis zum Kriegsende in Straßburg stehenden Vater-Rhetor-Brunnen den Straßburgern ein Werk des in München lebenden Elssässers Weber geschenkt, einen Brunnen mit der Figur des sogenannten „Weitelockers“. Bei der Einweihung des Denkmals waren auch Vertreter der hiesigen fünf elssässischen Studentenverbindungen (zwei protestantische und drei katholische) erschienen und zwar zum ersten Male seit dem Kriege mit bunten Fahnen und bunten Mützen. Auch der Vizepräsident des Allgemeinen Studentenausschusses, ein elssässischer Student, hatte der Feier beigewohnt. Die hiesigen französischen Blätter haben in ihren Berichten diese Teilnahme elssässischer Studenten besonders hervorgehoben. Die Deke soll mit den dabei ausgedrückten Gefühlsregungen aber offenbar kein Ende haben, denn bereits melden sich französische Studentengruppen, um in der Öffentlichkeit den üblichen flammenden Protest zu erheben. Wertwürdigerweise waren es zuerst die Gruppen der sozialistischen Studenten und eine andere linkspolitische studentische Vereinigung, die gegen die harmlose Feier protestierten und besonders von dem Vizepräsidenten der Straßburger Studentenschaft für seine Teilnahme an einer „autonomistischen Kundgebung“ Rechenschaft fordern. Am entgegengesetzten Flügel meldete sich die französischnationalistische Studentengruppe der katholischen „Jeunesse Patriote“. Es widerspricht dem französischen Geist der Straßburger Studenten, so behaupten sie in einem Aufruf an die Studierenden der Straßburger Universität, „durch Kleidung und Gebrauche deutsche Erinnerungen wachzurufen“.

## Kabinettskrise über den Volksentscheid

Das Gesetz für verfassungsändernd erklärt.

I. U. Berlin, 22. November. Amtlich wird mitgeteilt: Das Reichskabinett befähigt sich in seiner heutigen Sitzung unter dem Vorsitz des Reichskanzlers mit den in Folge der Einbringung des Volksbegehrens aufgeworfenen Fragen. Insbesondere war das Reichskabinett der Ansicht, daß das Volks-

begehren verfassungsändernd und daher zur Annahme des Gesetzes durch Volksentscheid nach Art. 75, Absatz 1, Satz 4, der Reichsverfassung die Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten erforderlich ist.

ten sie in einem Aufruf an die Studierenden der Straßburger Universität, „durch Kleidung und Gebrauche deutsche Erinnerungen wachzurufen“.

Die Kundgebungen landfremder französischer Studenten zeigen, wie einseitig sie elssässischen Dingen gegenüberstehen. Wenn Elssäss-Bohringen-Studenten nach dem Kriege an der Pflege eines akademischen Verbindungslebens nach deutscher Art festhielten, so widerspricht dies zwar französischen Studentensitten, bedeutet aber lediglich die Fortführung einer Tradition, die schon vor 1870 bestand. Wenn man von französischer Seite dazwischen ein „antinationales“ Bekenntnis erblicken will, so ist dies politisch ebenso unflug wie die Verfolgung des Autonomismus, der nichts anderes erstrebt als die Anerkennung des besonderen Charakters des Elssass.

Auf die Bereitschaft Frankreichs zur friedlichen Zusammenarbeit mit Deutschland wirkt diese vom Saune gebrochene Hezge ein eigenartiges Licht.

## Die Deutschen aus der lettlandischen Regierung ausgeschlossen

Das Landeswehrgesetz angenommen.

I. U. Riga, 23. November. Am Freitag um 22 Uhr wurde das deutsch-lettische, gegen die Siedlungsrechte der deutsch-baltischen Frontkämpfer gerichtete Gesetz durch Schlußabstimmung mit 51 gegen 45 Stimmen angenommen. Noch kurz vor der Abstimmung hielt der frühere Außenminister, der sozialdemokratische Abgeordnete Zeelen, eine Hezrede. Die deutsche Fraktion scheidet aus der Koalition und damit aus der Regierung aus. Die Gleichberechtigung des deutschen Bürgers im lettlandischen Staat ist durch die Annahme des Gesetzes zerkümmert. Die Grundlage der bisherigen deutsch-baltischen Front ist erschüttert.

## Das Außenkommissariat antwortet zugunend

I. U. Kowno, 28. November. Wie aus Moskau gemeldet wird, ist am Freitagabend der erste Zug mit 1200 deutschen Kolonisten aus Moskau in Richtung Deutschland abgefahren. Der zweite Zug wird wahrscheinlich Sonnenabend Moskau verlassen. Die deutschen Kolonisten beabsichtigen, vorläufig in Königsberg zu bleiben. Der deutsche Geschäftsträger in Moskau, von Twardowski, hat beim Außenkommissariat weitere Schritte unternehmen, um die Auswanderung der deutschen Kolonisten aus der Sowjetunion zu beschleunigen.

Das Verbot der D. G. P. U. für die Ausstellung der Pässe für die deutschen Kolonisten ist auf Befehl des Rates der Volkskommissare, der sich grundsätzlich für die Auswanderung der deutschen Kolonisten ausgesprochen hat, aufgehoben worden.

## Die Polizei gegen tschechische Studenten in Prag

I. U. Prag, 22. Novbr. An den deutschen Hochschulen wurden die Vorlesungen in vollem Umfange

wieder aufgenommen. Während sich die deutschen Studenten am Donnerstag jeder Kundgebung enthielten, kam es zu heftigen Zusammenstößen zwischen tschechischen Studenten und der Polizei. Die tschechischen Mediziner, Elektrotechniker und Maschinenbauer hatten Verammlungen abgehalten und wollten nachher zum Schulministerium ziehen. Sie verammlen sich auf dem Wenzel-Platz und leisteten der Aufforderung der Polizei, auseinanderzugehen, keine Folge. Die Polizei ging gegen die Studenten einige Male mit dem Gummihüpfel vor. Eine Reihe von Demonstranten trug Verletzungen davon. Insgesamt wurden 25 Verhaftungen vorgenommen.

## Bessedowski zum Tode verurteilt

Scheinmann vor ein Moskauer Kriegsgericht berufen.

I. U. Kowno, 23. Nov. Nach Meldungen aus Moskau hat das Kollegium der D. G. P. U. den ehemaligen Volksratsrat der Sowjetunion in Paris, Besjedowski, zum Tode verurteilt. Das Eigentum Besjedowskis in der Sowjetunion wurde beschlagnahmt.

Außerdem hat die D. G. P. U. angeordnet, daß der Vorsitzende der russischen Staatsbank, Scheinmann, der sich in Berlin aufhält, sofort nach Moskau zurückkehren solle, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Scheinmann hat es abgelehnt, nach Moskau zu kommen, weil er zur Rechtsopposition gehört und die Politik Stalins nicht mehr mitmachen will.

Mehrere Beamte der russischen Handelsvertretungen in Konstantinopel und Athen sind wegen großer Unterschlagungen vom Obersten Gericht der Sowjetunion gleichfalls zum Tode verurteilt worden. Die Urteile konnten aber nicht vollstreckt werden, weil die Beamten es abgelehnt haben, die Reise nach Moskau anzutreten.

## Zurnen, Spiel und Sport

Fußball. Am Sonntag, 24. d. M., treffen sich auf dem Sportplatz beim Schützenhof die Liga-Reserve des B. S. B. und Sportverein „Frisia“ 1. Beide Mannschaften werden in starker Aufstellung antreten, gilt es doch, dem Gegner zwei wertvolle Punkte zu nehmen. Da beide Mannschaften als Spitzenkandidaten der A-Klasse für den Gau Wilhelmshaven in Frage kommen, dürfte es einen harten und spannenden Kampf geben. Der Anfang des Spieles ist auf 1/3 Uhr angelegt. Jeder Sportinteressent sollte nicht veräumen, sich diesen Kampf anzusehen.

## Marktberichte

Zentralviehmarkt Oldenburg, 22. Nov. (Amtl. Marktbericht.) Weidesehviehmarkt. Auftrieb: Insgesamt 145 Tiere, davon 121 Großvieh, 18 Schweine und 6 Kälber. Es kosteten je 50 Kg. Le-

hendgewicht: Ochsen 1. Sorte 50—52, 2. Sorte 42 bis 49, 3. Sorte 30—41, Kühe 1. Sorte 46—51, 2. S. 25—44, Färken 40—52, Bullen 35—42, Kälber 40 bis 75. Schweine 67—74 M. Ausgefuchte Tiere in allen Gattungen über Notiz. Markterlauf: Matt geräumt. Nächster Weidesehviehmarkt: Freitag, 29. November.

— Gens, den 22. November. Der heutige Verkehr und bedeutendste der drei Herbstmärkte brachte starken Verkehr. Aufgetrieben waren 60 Stück Großvieh, 210 Schweine und Ferkel und einige Schafe. Es herrschte ein flotter Handel. Die Preise betragen für fr. schmilche Kühe 400—500 Reichsmark, für fahre und zeitmilche Kühe 400 bis 550 RM., für 1 1/2-jährige Kühe 180—260, für 1 1/2-jähr. Kälber 120—150 RM. und für 4 bis 5 Wochen alte Ferkel 24—28 RM. Der Gemüsemarkt war mit 20 Wagen Weiß- und Kartoffel besetzt. Gezahlt wurde für Weißkohl 1,50 und für Rotkohl 4 RM. pro Zentner. — Nächster Kleinviehmarkt am Mittwoch, 27. November.

## Handel und Verkehr.

— Norden, 21. Nov. Notierungskommission. Erzeugerpreis, gültig am 21. Nov. 1929: Bentrifugenbutter 1,75—1,85 RM., Klumpenbutter 1,45—1,55 RM., Hühnererier pro Pfd. 1,40 RM., Entenerier pro Pfd. 1,25 RM.

— Hannover, 19. Nov. Preisnotierungen der Getreidebörse, e. B., je 1000 Kg. und, wo nichts anderes bemerkt, ab hannoverschen Stationen. Weizen 238, Roggen 167, Hafer 170—176 M., Da-Plata-Mais ab Bremen unverzollt 158 M., Auslandsgerste ab Bremen unverzollt 148 M. Je 50 Kg. ab hannoverschen Stationen. Heu, gut, gesund, trocken 4,50—4,60 M. Weizen- u. Roggenstroh drahtgepreßt 1,80—1,85 M., Weizen- und Roggenstroh, gebündelt oder bindfadengepreßt 1,55—1,65 M.

## Der Wetterbericht

Sonntag, 24. Nov.: Mäßige südliche Winde, wolfig bis heiter, nachts Frost, sonst mild.

## Geschäftliches

Im traulichen Heim. Unterhaltungsblatt für Haus und Familie. Verlag von Ewald u. Co. Nachf., Leipzig. Preis jeder reich illustrierten Nummer 25 Pfg. — Auch im vierten Jahrgang ist wieder ein Stab ganz hervorragender Schriftsteller und Schriftstellerinnen für das Blatt tätig, und so war es der Redaktion möglich, diesen Jahrgang mit ganz vorzüglichen Werken zu eröffnen. S. Courths-Mahler ist vertreten mit dem ungemein spannenden Roman „Da sah er eine blonde Frau“, Na Berg erscheint mit der lebenswunderromanistischen Geschichte „Aschenbrödel's Bruder“, und Erich Gensert wird jeden durch „Ich war gebunden, als ich dich sah“ zu fesseln wissen. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Carl Bögel, Bremen, Düsterstr. 102, bei, die Bestellungen auf „Im traulichen Heim“ jederzeit entgegennimmt.

Unsere heutige Nummer umfaßt 10 Seiten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: F. A. Lange. für den Inzeratenteil G. Redels, beide in Jever. Druck u. Verlag G. E. Wetters & Söhne Jever.

Das Umlageregister über die von den Anliegern der Anton-Günther-Straße auf Grund des Statuts 29 in der Fassung des Statuts 49 zu erhaltenden Straßenbankkosten liegt vom Dienstag, dem 26. November, an auf 14 Tage, also bis Montag, den 9. Dezember einschließlich, zur Einsicht der betr. Grundeigentümer und Einbringung von Erinnerungen in der Stadtkämmerei aus.

Stadtmagistrat Jever.

## Gemeinde Wiefels.

Hebung einer Umlage nach der Grund- und Gebäudesteuer am Dienstag, 26. November, nachmittags von 2—5 Uhr in meinem Hause. (13666)

G. Seezen, Gemeinde-Rechnungsführer.

## Gemeinde Fedderwarden.

Bei dem Gastwirt Kaper in Fedderwarden ist ein Kind, linke Ohrmarke 23. 11. 27 geschüttet. Der unbekannte Eigentümer wird aufgefordert, das Tier innerhalb 14 Tagen beim Unterzeichneten abzugeben, andernfalls es am 7. Dez. 1929 nachm. 4 Uhr an Ort und Stelle öffentlich meistbietend gegen Barzahlung zur Deckung der Unkosten versteigert wird.

Weerba.

## Defen

Die neuen „Schreiber“-Leuchtöfen arbeiten billiger und sind gesünder als Zentralheizungen

„Schreiber“-Leuchtöfen sind bei mir in Betrieb zu sehen

Adolf Gerken, Jever

## Konzerthaus Lichtspiele

Sonntag 3 Vorstellungen.

3 Uhr: „Die Kaiserjäger“, Soldatenerlebnisse in Krieg und Frieden. Dazu Woche und 2-Akter-Film. 5 Uhr: „Manolescu“ und Woche. 8—10, 15 Uhr: „Manolescu“, Woche und Beifilm 2 Akte.

## Wohnbaracke

zu 4 Wohnungen eingerichtet, auf Abbruch zu verkaufen. Verkaufsbedingungen gegen Zahlung von 1 RM. durch

Reichsbauamt Wilhelmshaven

Schwere zwei 1/2-jährige

## Wallache

suche anzukaufen.

Dann, Jever-Grashaus.

Suche anzukaufen schwere bis Januar kalbende

## Rinder

mit Leistungsnachweis sowie halbjährige (13610)

## Ruh- u. Bulltälber

Georg Stoffers Waddewarden

Telephon Jever 230

Suche anzukaufen schwere tragende

## Herdbuchrinder

Dezember bis März kalbend. Sofortige Angebote erbeten.

Jacob Harms, Gr. Werder Tel. Hohenkirchen 350.

Anzukaufen gesucht 1/2 bis 1/3-jährige

## Ruh- und Bulltälber

vorgemerkte und nichtvorgemerkte. (13598)

H. Popken, Fedderwarden.

Ein Fuder gutgewonnenes Uferheu zu verkaufen. Edo Willers, Grimmens.

## Achtung!

Kaufe jedes Quantum Gänse, Enten, Säbner und Fasen zu höchsten Tagespreisen. Bitte um Nachricht. Hole selbst ab.

B. Wden, Wilhelmshaven, Hindenburgstr. 60, Tel. 919

## Verkaufe 2 trag. Rinder und eine Kuh,

in Tausche nehme (13596)

fähre Kühe. Jever. B. W. Friedrichs.

## Fette Schweine

zu verkaufen. (13572)

Dekena, Hohenkirchen.

## Verkaufe Ferkel

Evers, Rosshausen.

## Autoreifen

800 x 120, mit Schläuchen u. Felgen zu verkaufen. Zu melben Sonntag.

Johann Bodecker, Cleverns.

## Wahl-

Mantelbeläge von 2.25

Bubi-Fragen n. 3.00 an bei

Wilh. Girtd

## Prämien-Stier

„Johannes“ deckt für Windstöß.

Evers, Rosshausen



Sie sparen und bleiben gesund!

Bei der Persilwäsche ist jedes Vorwaschen überflüssig und vor allem das ungesunde Reiben und Bürsten. Lassen Sie Persil für Sie arbeiten, Persil schafft's allein! Lösen Sie aber immer Persil kalt auf, und lassen Sie die Wäsche nur einmal kurz kochen! Das genügt. 1 Paket Persil reicht für 2 1/2 bis 3 Eimer Wasser.

Persil bleibt Persil

# UHREN!

Wie Ihnen endstehendes Angebot zeigt, verkaufen wir unsere Uhren zu gewaltig niedrigen Preisen, wie Sie solche noch nie gesehen haben. Wir geben Ihnen jedoch die Versicherung und garantieren Ihnen schriftlich dafür, daß Sie zu diesen Preisen die besten Qualitäten mit den besten Markenwerken kaufen. In unseren Standuhren befinden sich nur die erstklassigsten Becker-Werke, und ein jeder, der etwas von Uhren kennt, staunt maßlos über diese neue Karstadt-Leistung. Sie werden an unserem Lager nicht von Verkäuferinnen, sondern von besten Fachleuten bedient u. auf das Gewissenhafteste beraten. Wir erleichtern Ihnen den Kauf durch unsere bekannten Zahlungsbedingungen.

## STANDUHREN

Modell <b>Hamburg</b>	Eiche gebeizt... Bimbam-Schlag... Mod.Rundkopfform Facetteverglasung 5, 7 und 8 Stab...	<b>98.-</b>	Modell <b>Barmbeck</b>	Eiche gebeizt... Bimbam-Schlag... Mod.Rundkopfform Facetteverglasung 5, 7 und 8 Stab...	<b>110.-</b>
Modell <b>Stettin</b>	Eiche gebeizt... Bimbam-Schlag... Mod.Rundkopfform Facettevergl. oval Schweres Gehäuse 7 und 8 Stab...	<b>140.-</b>	Modell <b>Wilhelmshaven</b>	Eiche gebeizt... Bimbam-Schlag... Mod.Rundkopfform Facetteverglasung Extra schw. Gehäuse 1/4 Westminster-Schlag...	<b>195.-</b>

Jahresuhren 400 Tage gehend . . . . . 27.50  
42.50

# KARSTADT

DAS HAUS DER GUTEN QUALITÄTEN  
WILHELMSHAVEN

## Großer Weihnachts-Vorverkauf

bei J. S. Wein, Jever

Eine Veranstaltung, die alles andere in den Schatten stellt!  
Eine Veranstaltung, nur möglich durch zusammengefaßten Großverkauf unseres 3 Häuser!

Eine Veranstaltung, die unterstützt wird durch große Abschlässe meines Einkaufsverbandes in Herren-Konfektion und Schuhwaren!

Da große Mengen Waren noch am Sonnabend eintreffen, beginnt der offizielle Verkauf am Montag, dem 25. November

Beachten Sie schon folgende selten günstige Angebote:

Schwarze Kinderstiefel diverse Leder, Gr. 18/19 . . . . . 1.95 Gr. 20/22 . . . . . 2.50	Winter-Lodenjoppen gute Qualitäten . . . . . 18.50 14.50 12.75
Rindbox, genäht, Gr. 23/24 . . . . . 4.40 Gr. 25/26 . . . . . 4.95 Gr. 27/28 . . . . . 5.50	Schwarze Herren-Paletots . . . . . 39.50
Rindbox, genäht, Gr. 29/30 . . . . . 5.90 Gr. 31/35 . . . . . 6.95	Farbige moderne Ulster . . . . . 35.—
Spaltleder-Knabenstiefel starker genagelter Boden, Gr. 27/30 . . . . . 4.95 Gr. 31/35 . . . . . 5.95	Herren-Anzüge aus eig. Anfertigung . . . . . 39.50
Kernbox-Burschenstiefel, Gr. 36/39 . . . . . 9.50	Cord-Anzüge . . . . . 39.50 35.— 29.50
Kernbox-Herrenstiefel Garantieware, Gr. 40/48 . . . . . 10.75	Ein Posten guter Herren-Buckskinhosen 3.95
Rindled. Arb.-Schnürstiefel . . . . . 9.50	Ein Posten Herren-Normalhemden 1.50
Rindled. Jagdstiefel mit geschloss. Lasche . 13.50	Gute Futter-Unterhosen . . . . . 3.95 2.50
Schwarze Damen-Spangenschuhe mit Kordelverzierung . . . . . 7.50	Herren-Oberhemden . . . . . 5.85 3.50
Echt Boxcalf-Spangenschuhe . . . . . 10.75	Herren-Einsatzhemden Gr. 6 1.95 Gr. 5 1.85 Gr. 4 1.75
Schwarze Lack-Spangenschuhe . . . . . 8.50	Reinwoll. Herrenstutzen . . . . . 3.50 2.50
Braune Spangenschuhe m. neuer Verzierung 9.50	Graue reinwoll. Socken . . . . . 1.35
Sonnabend eintreffend: Kamelhaar-Kragenschuhe . . . . . 0.95	Graue Schweißsocken . . . . . 0.38
	Ein Posten Selbstbinder . . . . . 0.95
	Reinwoll. Cachemir-Damenstrümpfe, farbig 3.95
	Damenstrümpfe, Flor mit Seide . . . . . 3.50
	Schwarze Damen-Schirme . . . . . 4.50 3.95
	Damen-Russenstiefel, der große Modartikel 18.50
	Damen-Überschuhe . . . . . 7.90

## J. S. Wein # Jever

Das Haus der guten Qualitäten

### Oldenburger Landestheater

Sonnabend, 23. Nov., 7.45 bis gegen 9.30 Uhr: \* D 11 „Helfererei“.  
Sonntag, 24. Novbr., 3.15 bis 5.45 Uhr: Volkst. „Journées End“. Preise 0.50 bis 1.50 Mk.  
7.15 bis 10.30 Uhr: „Carmen“.  
Montag, 25. Novemb., 7.45 bis nach 10.15 Uhr: \* „Der Zigeunerbaron“.  
Dienstag, 26. November, 7.45 bis geg. 9.30 Uhr: A 12. „Helfererei“.  
Mittwoch, 27. November, 3.15 bis gegen 6 Uhr: Ausw. Vorf. Nr. 19. „Der Zigeunerbaron“.

7.45 bis 10 Uhr: Meyer XI. Donnerstag, 28. November, 7.45 bis 10.45 Uhr: B 12. „Martha“.  
Freitag, 29. November, 7.45 bis nach 10 Uhr: C 13. „Schwanda, der Dubel-sackpfeifer“.  
Sonnabend, 30. November, 7.45 bis gegen 10 Uhr: D 12. „Kabale und Liebe“.  
Sonntag, 1. Dez., 3.15 bis 6 Uhr: Volkst. „Mensch und Uebermensch“. Preise 0.50—1.50 Mk.  
7.15 bis nach 9.45 Uhr: „Der Zigeunerbaron“.  
Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der letzte Zug nach Jever 23.00 Uhr täglich in Oldenburg abgeht und in Sande Anschluß hat, sodas man um 0.36 Uhr in Jever eintrifft.

### Heizkörper

(Duplexrohr) mit Klappe, aus verzinktem Blech, Stück 4.— Mk., extra schwere, am Stück verzinkte Stück 6.— Mk. (13807)

### Adolf Berlen, Jever

Wir vermitteln Personalanzeigen für die „Gartenlaube“

### „Lausefix“

das bewährte Viehstreupulver

Niederlagen: Apotheken H. Schüle, Carolinenfel. R. Dibrich, Hookfel. H. Holl, Jade. C. Reimers, Neuens-burg. W. Durrath, Barel. Ernst Winkelmann, Hohens-trigen. F. Pollehn, Jever. Alfred Franck, Neustadt-gödens. Wilh. Pehl, Ruffs-lingen. F. Gaede, Wil-helmshaven-Rüstringen.

### Waddewarden

Hebung zur Viehverficherung am Montag, dem 25. Novbr., nachmittags von 3 bis 5 Uhr, bei Wilhms 13579 Harm Dnken

### Turn- und Sportverein Lettens

Dienstag, den 26. Novbr., 8 Uhr (43578)

### Kriegerverein Hookfel

und Stahlhelm (13597)

### H. Egts

ist verstorben und wird am Dienstag, dem 26. d. Mts. beerdigt.

Zur Trauerparade wollen sich die Kameraden möglichst vollständig im Vereinslokal um 2 Uhr nachm. versammeln. Die Vorstände

### Bürgerverein Sillenstede

Sonntag, den 24. d. M., abends 7 Uhr (13565) bei Wittlieb Marcus Der Vorstand

### Landw. Verein Destrigen

am Donnerstag, 28. Novbr., abends 7.30 Uhr, in Buschers Gasthof zu Ostiem

Filmvortrag des Herrn Diplom-Landwirts W. Greve d. J.-G.-Farbenindustrie A.-G. Ostiem. 22. Novbr. 1929. Der Vorsitzende Ernst Lauts

weit ermäßigter Verkauf!

Geben vom letzten Einkauf eingetroffen: Blaue Mäntel, mit echten Pelzen Englische Mäntel, aparte Stoffe Wegen vorgerückter Saison weit verbilligter Einkauf

A. Mendelsohn

### Torf- und Kohlenkästen sowie Kohlenhütter

extra stark, in eigener Werkstatt angefertigt, unverwundlich im Gebrauch und nicht teurer wie die dünnen in der Fabrik hergestellten, kaufen Sie mir bei

H. v. Thünen.

### Das Möbelhaus

Fr. Popken, Jever

zeigt die größte Auswahl fertig aufgestellter Zimmer-Einrichtungen sowie Einzeilmöbel. In Qualität der Arbeit, Formvollendung der Modelle und Preiswürdigkeit der Ware sind Sie bei mir am besten bedient. Ueberzeugen Sie sich davon, indem Sie meine Möbel-Ausstellung besuchen. Meine Schaufenster sind abends beleuchtet.

### Schachklub Jever

Heute 8 Uhr im „Erb“ Reihenspiel Schach Normalspiele möglichst mitbringen. (13575) Gäste willkommen



### Berein f. Geflügelzucht u. Bogenschuh für Jever und Jeverland

Am Montag, 25. November, abends 8.30 Uhr

### Ber sammlung

in der „Stadt Jever“ Tagesordnung: Neuaufnahmen Ausstellungsangelegenheiten Rege Beteiligung erwünscht Der Vorstand

Anmeldungen zur Ausstellung werden noch bis Montag abend angenommen. Spätere Anmeldungen können keinesfalls mehr berücksichtigt werden

### Berhard Tapfen

früher in Wiefels wohnhaft

Allen Verwandten u. Bekannten dies zur Nachricht Curlew-Wagh. Die trauernden Kinder

### MAX GROSS

Am Freitagabend um 9 Uhr entließ sanft nach längerem Kranksein unser kleiner Sohn

### Hinrich

im Alter von 12 Wochen. Dies bringen tiefbetrübt zur Anzeige: Hinrich Steffen und Frau, Adele geb. Brunken nebst Großeltern und Angehörigen.

Die Beerdigung findet statt am Dienstag, dem 26. Nov., nachm. 4 Uhr, vom Sterbehause, Cellostraße 35 a aus

### Lustspiele Ostern

Sonntag, 24. November, abends 8 Uhr, bei Buscher:

### Die Kaiserjäger

Soldaten-Erlebnisse in Krieg und Frieden. Ein Film von Kameradschaft, Liebe und Treue, in dem aber auch der Humor nicht vergessen ist. In den Hauptrollen die bildschöne Mary Kid, Werner Pittschau, Igo Sym, Hans Maar, 7 Ukte. Dazu die interessante Wochenchau, ein Naturfilm und ein Lustspiel.

### Damen - Mäntel

in blau und schwarz Ottomane sowie aparten engl. Wollstoffen alle Weiten und Längen stets vorrätig Besonders große Auswahl in hübschen Kinder-Mänteln

Sranz Sverichs, Jever

### HOHENKIRCHEN

#### Fahrräder

Knaben- und Mädchenräder Nähmaschinen Grammophone Schallplatten die neuesten Aufnahmen in großer Auswahl. Schon jetzt gekaufte Gegenstände können bis Weihnachten bei mir lagern. Teilzahlungen gestattet!

### MAX GROSS

### Bockheide

Liefere wieder Autovermietung Autoreparaturen Held, Seidmühle Frey Arians, Wiarden. Telephon 627.

### Statt Karten!

Unsere am 16. Novbr. vollzogene Vermählung geben wir hiernit bekannt. Eberhard Faß und Frau Fedderwarden. Mariechen geb. Dierks.

Gleichzeitig sprechen wir allen Verwandten und Bekannten, meiner werten Rundschaft sowie dem Damenchor von Fedderwarden, Männergesangsverein, Theaterverein und Bogelverein von Ruffenfel für erwiesene Aufmerksamkeit unser herzlichsten Dank aus.

Zotensontag

Der letzte Sonntag der festlosen Hälfte des Jahresjahres ist der Erinnerung an die Toten, dem Gedanken an den Tod geweiht. Der Tod ist mannigfaltig wie das Leben. Im Dasein des Einzelnen wie in dem der Völker. Dem einen ist er Ende, dem anderen Beginn. Dem einen erscheint er als unerbittlich drohendes Nichts oder als furchtbarer Rächer und Richter, dem anderen als der Erlöser, der Bollender, der die Pforte zu einem neuen Leben öffnet. Stets aber ist der Tod der beste Wertmesser des Lebens. Im Dasein des Einzelnen wie in dem der Völker. Denn er scheidet Wert von Unwert, Vergänglichem von Ewigem, er richtet unerbittlich über das wirklich Geschaffene, über das, was in einer begrenzten Zeitspanne an überzeitlichen Werten erlangen wurde.

Mit diesem unbestechlichen Maß gemessen, ist der heutigen Generation unseres Volkes ein Gut vererbt worden, wie es größer vordem noch niemals der lebenden Generation eines Volkes hinterlassen wurde. Das Erbe der Millionen, die für unser Volk den Opfertod gestorben sind. Man sagt oft, dem heutigen Deutschland sei nichts hinterlassen worden als eine große Schuld. Eine Schuld, die nun abgearbeitet werden müsse. — Gewiß stehen wir heute räumlich weit hinter den Schlachtfeldern, auf denen die Jugend des deutschen Volkes blutete und starb. Aber darauf kommt es ja nicht an, weil es kein Eroberungskrieg war, in dem unser Volk vor 1 1/2 Jahrzehnten zog. Es war ein Verteidigungskrieg — und es kommt im wesentlichen auch nicht in Betracht, daß die Verteidigung, die jene durchführten, nachher zusammenbrach. Einzig wichtig ist die Tatsache, daß wir auch geistig weit hinter den Gräbern der Gefallenen stehen und nicht nach dem Wort Goethes über die Gräber vorwärtsgebrungen sind. — Materielles Gut ist dem Nachkriegsdeutschland nicht mit auf den Weg gegeben worden. Aber ein ungeheures geistiges Gut, und dieses geistige Gut hat es schmächtig vertan.

Der Tod der Millionen, die im Weltkrieg für ihr Volk und ihr Vaterland starben, sollte die Sacke, für die dies Opfer gebracht wurde, geheiligt haben. Statt dessen hält es ein großer Teil des deutschen Volkes für seine Aufgabe, den Sinn dieses Opfertodes zu vergessen, das Gedächtnis an ihn auszuschleichen und als Irrewahn hinzustellen, was jene befähigte, ihr Leben zu opfern. Man versucht, den Tod für eine Idee, den Tod für das Volk als Unsinn darzustellen. Und so ist es dazu gekommen, daß sich die Mehrheit der heutigen Generation nicht als Schwärmer eines vererbten Gutes fühlt, daß sie die Pflicht hat, weiter zu vererben, sondern nur als vom Schicksal benachteiligte Nutznießer eines geschmäleren Erbes, das sie selbst bis auf den letzten Rest zu verzehren und zu verbrauchen das Recht hat. Der ganze Kampf um die nationale oder internationale Denkwiese ist doch letzten Endes zurückzuführen auf die Frage nach dem Gefühl für die Pflicht zur Erhaltung eines überkommenen Erbes, im Rahmen des Kommens und Gehens der Generationen eines Volkes. Wenn Millionen der besten Söhne eines Volkes, Millionen, die doch noch Brüder, Väter und Söhne der heute Lebenden waren, sich für das Daseinsrecht ihres Volkes geopfert haben, dann kann man doch nicht den letzten Rest des Volksgutes für die nebelhafte Idee einer Internationalisierung opfern — noch dazu einer Internationalisierung, die gerade denen dient, gegen die das Heer der Toten ihr Vaterland verteidigte.

Es geht heute nicht darum, den Gedanken räumlicher Eroberungen zu pflegen, oder neue Kriege vorzubereiten. Es geht nur darum, den nach einer ungeheuren Anspannung erlahmten Opfertwillen eines Volkes nicht gänzlich sterben zu lassen. Eine Gemeinschaft, für die keine Opfer mehr gebracht

werden, zerfällt rettungslos und eine Volksgemeinschaft, in der systematisch der Gedanke des Einfluges auch des Lebens für die Gemeinschaftsidee ertötet wird, zerbröckelt unrettbar. Ja, wenn es noch so wäre, daß die sich auflösende Volksgemeinschaft von einer größeren, einer Menschheitsgemeinschaft aufgenommen würde! Aber so ist es ja nicht. Rings um das Reich stehen ja andere, lebenskräftige und daseins-bejahende Völker, die nur darauf warten, die absterbenden Glieder des deutschen Mitteleuropas an sich zu reißen. Heute ist das deutsche Volk ja schon in den verengerten Grenzen bedroht, die ihm der Versailler Vertrag zog. Diese Grenzen können nicht mit neuen blutigen Opfern vorgehoben werden, aber sie können, wenn der Sinn des Todes der im Kampf um diese Grenzen Gefallenen begriffen wird, sehr wohl in einem stillen, zähen und opferwilligen unblutigen Kampf geschützt und gesichert werden. Wer bedrohte Grenzen dadurch zu sichern glaubt, daß er sie niederreißt, der verkennt das Wesen unserer Nachbarvölker.

Der innerpolitische Kampf, der heute in Deutschland tobt hätte niemals die heutige Schärfe und den heutigen Umfang annehmen können, wenn es in ihm nicht letzten Endes auch um die Frage gegangen wäre, ob das Volk Recht auch über Leben und Tod seines einzelnen Gliedes hat. Dieses Recht muß ein Volk behaupten, wenn es sich nicht selbst aufgeben will — es braucht dieses Recht, auch wenn es sich bis zum letzten Wehrt, von ihm Gebrauch zu machen. Dies Recht zu leugnen heißt auch die Sinnlosigkeit des Todes im Weltkrieg behaupten. Heißt die schöpferische Kraft des Todes überhaupt verneinen. Heißt letztlich, den Ewigkeitswert des Lebens bestreiten. Dann allerdings ist der Tod nur das furchtbare Nichts, das hinter allem Sein steht.

Der Tod ist der beste Wertmesser des Lebens. Auch in der politischen Gegenwart stellt er die entscheidende Frage. Auch in der Politik hat bleibenden Wert nur das, was der Frane nach dem Urteil der kommenden Generation standhält.

Ansiedlung der Dreizehntausend?

Zur geplanten Ansiedlung der Deutsch-Russen bringt die „Frankf. Ztg.“ folgende Ausführungen:

Der Gedanke der Siedlung im Reich liegt in der Luft. Alfons Raquet empfiehlt die Ansiedlung der auf Friedlichkeit verpflanzten, die Gewalt verwerfenden Menoniten in Ostpreußen und den national umkämpften Gebieten dort in gemeinsamer Aktion von Deutschland und Polen: Befriedigung der Grenze, Brücke statt Trennung. Auch die Reichsregierung verlobt als Ergebnis der unter dem Vorhug des Reichsanstalters abgehaltenen Besprechung der Mesorts mit den Parteiführern, daß versucht werden solle, einen Teil der Auswanderer in Deutschland selbst anzusiedeln. So spricht der veröffentlichte Aufruf, unter dem erste Nachkammer wie Vereboe und Sering stehen, wirklich das aus, was weiterhin empfunden wird: „Die deutsche Regierung steht vor einer wichtigen Entscheidung. Das Schicksal dieser deutschen Bauern darf nicht durch Uebersehung finanzieller und organisatorischer Schwierigkeiten aufs Spiel gesetzt werden. Es erscheint deshalb als Pflicht aller Deutschen, die die praktischen Auswirkungen übersehen können, darauf hinzuwirken, daß es für Deutschland nicht nur um die Erfüllung einer menschlichen Pflicht, sondern um die Wahrung einer soeben nicht wiederkehrenden kulturellen und wirtschaftlichen Möglichkeit geht.“

Allerdings, es wird auch Zweifler geben, die sorgenerfüllt fragen, wie denn noch immer mehr Menschen in dieses menschenüberfüllte Deutschland hineingepreßt werden sollen, das doch heute schon (riesige Dauerzahl der Arbeitslosen!) nicht weiß, wie Arbeit und Brot für alle zu finden. Ist uns unser Land nicht schon zu eng? Das ist es. Und ein großer Teil der Uebel, die unserer Volkstörper krank erscheinen lassen, kommt einfach von dieser schrecklichen Enge. Sie macht die deutschen Menschen ängstlich, jaggt sie und unfrei. Denn sie festelt den, der einen Arbeitsplatz gefunden hat, mit der schrecklichen Sorge: nur fest darauf stehen bleiben, nur nicht etwas wagen — mer einmal draußen ist,

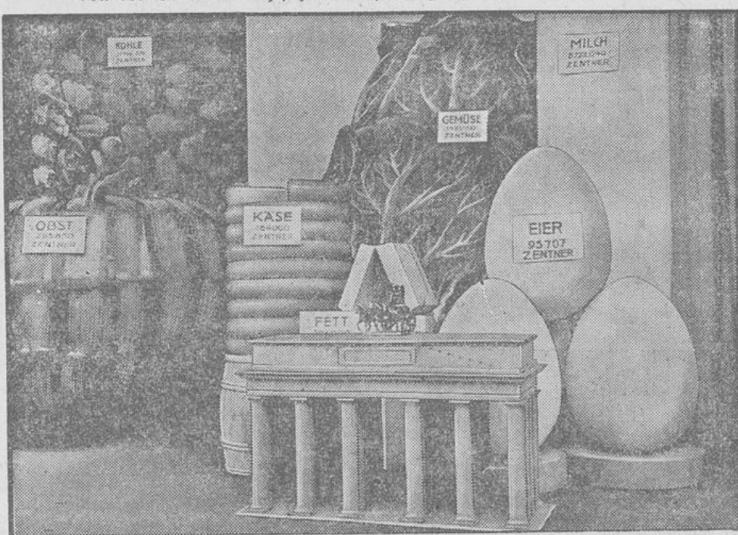
weiß nicht, wann und wie er wieder hereinkommt. Das forumpiert. Es veranbelt das Streben, das sich sonst in Tatkraft und erhöhte Leistungen umsetzen könnte, in innere Unzufriedenheit und Verbitterung. Das ist z. B. Seelenlage vor allem ganz großer Angestelltenkategorien. Und ein großer Teil des heftigen Gegenatzes der Generationen kommt heute einfach daher, daß der Plätze zu wenige sind, um den Nachrückenden Raum zu geben, den die Väter eben noch brauchen! Wirklich, es ist böse eng in Deutschland, und die Folgen sind böse. Aber das Unglaubliche dabei ist, daß in Wahrheit in Deutschland auch noch riesenartig viel Platz ist, den wir nicht nutzen! Eng ist es in den Städten, eng ist es im Westen und Süden. Aber der deutsche Osten ist leer, er schreit nach Menschen. Und während in den Städten, im Westen und Süden die Menschen sich drängen, sich stoßen und sich auch innerlich mündreiben aneinander — verkommt der deutsche Osten aus einem Mangel an Menschen, sinkt immer weiter, weil er zu wenig Menschen hat.

Deutschland ist überfüllt. Aber der deutsche Osten ist leer, verhängnisvoll leer. Und daß wir es nicht verstanden haben, aus der Ueberfülle im Westen und Süden einen breiten Strom ausgleichend nach dem Osten zu leiten, das ist ein schweres Vergehen, ist tatsächlich eine historische Schuld. Die Siedlungsarbeit ist in den letzten Jahren allmählich vorangefahren. Im Jahre 1928 sind 4253 Neusiedlerstellen geschaffen worden, die höchste bisher in einem einzelnen Jahre erreichte Zahl; in dem Jahrzehnt 1919 bis 1928 gab es insgesamt 26343 neu angelegte Siedlerstellen auf 250 400 Hektar Siedlungsland. Das klingt ganz schön. Und ist doch in Wirklichkeit nichts gegenüber der gewaltigen Umdüngung der agrarischen Besitzverhältnisse, die eine wirtschaftliche Revolution, sich in ganz Osteuropa von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere vollzogen hat. Es ist in Wirklichkeit nichts gegenüber der verhängnisvollen Tatsache, daß trotz dieser unserer Siedlungsarbeit gleichzeitig immer noch viel mehr Menschen aus dem Osten nach dem Westen abgewandert sind, als wir neu dorthin bringen oder dort festzuhalten verstanden — daß eben trotzdem der Osten noch menschenleerer wurde als vorher!

Das beweist: unsere Methode hat verlagert, auch dort, wo nicht zugleich der gute Wille fehlte. Und deshalb sollen wir allerdings jetzt die deutschstämmigen Flüchtlinge aus Rußland rufen — nicht bloß, damit wir ihnen helfen, sondern auch damit sie uns helfen! Denn der Aufruf jagt ganz richtig, jeder Kenner der Verhältnisse weiß: diese deutsch-russischen Bauern sind zähe und anspruchslöse Siedler, die mit denkbar geringen Lebensansprüchen ein hohes Maß von kolonialwirtschaftlicher Eignung, Erfahrung und Tatkraft verbinden. Sie verstehen zu siedeln, das haben sie zuletzt in Sibirien bewiesen. Unsere Siedlungsarbeit krankt, neben einem tödlichen Bürokratismus, an unserer Ordnungsliebe, an unserer Neigung zur Bequemlichkeit. Unsere Siedlungsvereine glauben, daß sie nur im ordentlich aufgebauten Hofe Siedler bringen dürfen: wenn der Raum noch nicht ausgerichtet und die Fensterläden noch nicht fein angefräsen sind, dann ist die Sache noch nicht richtig. Daß man Pionierarbeit zu führen gewillt ist, nur zäh und in den Boden eingebilgt sich selbst ihre Zukunft zu bauen, das hat man bei uns nicht begriffen, obwohl man es draußen in Uebersee überall hätte lernen können. Daran vor allem sind wir gescheitert. Damit aber müssen wir brechen. Und dazu können die geflüchteten Deutschrussen uns helfen, denn sie verstehen das Geschäft.

Die organisatorischen Schwierigkeiten sind durch einen entschlossenen Willen leicht über den Haufen zu rennen. Die finanziellen sind ernst. Denn die Geflüchteten sind mittellos. Ihnen fehlt also das Anfangskapital, das die deutschen Siedler (mindestens 6000 Mark) mitzubringen haben. Aber dafür haben sie ihre Fähigkeit, ihre Anspruchslosigkeit, vielleicht bekommen sie auch Hilfe von den Menoniten in anderen Ländern. Und über die erste Not muß die Sammlung des roten Kreuzes, die hoffentlich starken Widerhall findet, hinweghelfen. Land ist vorhanden, auch Kredit. Denn das Reich hat ja 1926 für die Siedelung je 50 Millionen Mark auf fünf Jahre bereit gestellt. Und wenn die Zahl der Flüchtlinge nicht gar zu groß wird (die 2000 oder 2500 Familien der 13000 bedeuten ja nur

Von der Berliner Wohlfahrts-Ausstellung „Dienst an der Jugend“.



Was die Freie Wohlfahrtspflege jährlich an Lebensmitteln verteilt. Ein Vergleich mit der Größe des Brandenburger Tores.

Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin wurde eine Ausstellung der Verbände für freie Wohlfahrtspflege unter dem Titel „Dienst an der Jugend“ eröffnet. Die Ausstellung zeigt Bilder und Statistiken aus dem Gebiet der Wohlfahrtspflege, die sich besonders der hilfsbedürftigen Jugend angenommen hat.

Die Liebe des Geigerkönigs Radanyi

Roman von J. Schneider-Foerfl. Urheberrechtsschutz d. Verlag Oskar Meister-Verlag. 30 (Fortsetzung.)

Radanyi glaubte Ede Wi's Körper dicht an dem seinen zu fühlen. Weich und zärtlich strichen seine Finger über die Seide des Kissens, das neben ihm lag. Genau so zart waren ihre Wangen. Seine Arme hoben sich, sein Blut erregte sich bis zur heißesten Verlangen. Er griff hastend in die innere Tasche seines Rockes, warf die beiden Wertbriefe achlos auf den nächststehenden Stuhl und holte seine Brieftasche heraus. Sie hatte ihm damals beim letzten Abschiednehmen ihr Bild in seinem Mantel gehoben. Er hatte es erst einige Stationen später entdeckt. Das war sein kostbarer Besitz, den er immer mit sich trug und auch nun wieder in Händen hielt, ihn zu befehen „Ede Wi! — Ede Wi!“

Er umschloß es in der Wölbung seiner Handflächen, als sei es die Braut selbst, die er umfassen wollte. Seine Küsse brannten auf ihrem Munde. Jeder Zug ihres Gesichtes entfachte neue Sehnsucht in ihm. Er vermochte nicht mehr ruhig zu liegen, sprang auf und begann ihm und her zu laufen, immer noch das Bild umschliegend.

„In vier Wochen, Ede Wi! — In vier Wochen!“ sagte er vor sich hin. Ob sie sich wohl Gedanken machte, warum er nicht schrieb? Aber sie wußte ja, daß er ganz ihr eigen war, daß er wiederkam, daß sie auf ihn zählen durfte. Nein, sie würde nicht an ihm zweifeln.

Er griff mit der Rechten nach seinem Taschentuche, es war ihm mit einem Male ganz heiß geworden. Er hatte es in seinem Frack stecken geholt und kühlte wie etwas Schneidendes ihm das Blut von den Fingern rinnen ließ. Er schnappte rasch den ganzen Inhalt der Tasche heraus und hielt die untere Hälfte des zerbrochenen Sektglases in der Hand. Raslos erstarrt drehte er das Stück zwischen den

Fingern. Wie kam das an diesen Platz? Er konnte sich absolut nicht erinnern, es eingesteckt zu haben. Das war doch zu sonderbar.

Eva Marias Bild zur Seite legend, damit es nicht durch sein Blut beschmutzt werde, das von seinem rechten Daumen rann, drückte er auf einen der Eisenbeinlöcher nahe der Eingangstür.

Fast unmerklich darauf erschien ein Bediensteter und frag nach seinen Wünschen. „Etwas heißes Wasser und einen Streifen Gazeverband“, erbat sich Radanyi und sah dabei dem Manne forschend ins Gesicht. Es war ihm so bekannt, aber er wußte nicht, wo er es unterbringen sollte.

Da war es auch schon verschwunden, denn der Diener hatte sich sofort wieder zum Gehen gewandt. Das Verlangte herbeizuholen.

Radanyi vergaß vollständig auf seine Schnittwunde und strengte sein Gedächtnis an. Wo hatte er nur diesen Menschen schon gesehen? — Oft gesehen? — Eine Bewegung desselben war ihm insbesondere im Erinnern haften geblieben. Er sah ihn mit erhobenen Armen etwas in Schränke legen oder aus ihnen herausnehmen. — Er verbiß sich ganz darein, das Mann und Wie zu finden. Aber es war zwecklos. Er fand es nicht.

Inzwischen war der Bedienstete schon wieder zurückgekommen. Ohne zu fragen, oder viele Worte zu machen, wusch er den verletzten Daumen, ließ einen Tropfen karbolähnlich riechenden Oels darauf tropfen und machte einen kunstgerechten Gazeverband um das ganze Glied.

Radanyi hatte ihm wortlos zugesehen. Er ärgerte sich, daß sein Gedächtnis ihn so im Stich ließ.

„Wünschen Herr Radanyi noch etwas?“ kam es höflich.

„Nein! Danke! — Aber sagen Sie einmal,“ er hielt den Mann an den glänzenden Knöpfen seiner Livree fest, „haben wir uns nicht schon irgendwo gesehen oder auch gesprochen oder so — ich finde absolut nicht mehr, wann und wo das gewesen ist!“

Ein flüchtiges Lächeln zuckte über das Gesicht des Bediensteten. „Jawohl, Herr Radanyi! — Ich stand

früher im Dienste des Grafen Warren in Wien und hatte die Ehre, Ihr persönlicher Diener zu sein, als Sie damals von der Pußta herauf in das Haus in der Herrenstraße kamen!“

Radanyis ganzes Gesicht strahlte. „Ja! Wahrscheinlich. Und Sie haben mir damals am ersten Tage beim Umkleiden geholfen!“

„Jawohl, Herr Radanyi!“

„Damals und heute!“ Clemer lachte. „Und wie geht es Ihnen hier?“

„Nicht gut, Herr Radanyi!“

„Nicht gut? — Ich dachte, gerade hier sei so recht der Boden, sich Geld zu holen!“

„Schon, Herr Radanyi. Aber man wird auch leichtsinnig dabei. Man kommt in allerlei Gesellschaft, sieht den Brunk und den Luxus, weiß, wie's die anderen treiben, denen der Dollar angeboren ist, und das — das hat mich ruiniert!“

„Sie wollten es auch so haben?“ frug Clemer.

„Ja, ich wollt es auch so haben, Herr Radanyi. Weniger für mich, als für meine Frau und meine Kinder. Ich habe angefangen, zu spielen. Erst mit kleinen Summen, dann mit großen, habe wechselnd Glück gehabt, aber dann hat es mich verfolgt, als ob ich einem Falschspieler in die Fänge gegangen wäre. Schlag auf Schlag verlor ich. Und immer wieder begann ich von neuem, weil ich glaubte, einmal müsse es doch wieder anders kommen. Aber es blieb immer, wie es war. Und jetzt stecke ich bis über den Hals in Schulden, und es wird nicht mehr lange dauern dann werde ich hier vor die Türe gesetzt sein. Zu spielen ist dem Personal verboten. Es hilft eben alles zusammen, daß ich nicht mehr herauskomme aus dem Schmutz. Schon jetzt Tagen trage ich mich mit dem Gedanken, wie ich mich und Frau und Kind am raschesten aus dem Leben schaffe.“

„Das ist feige!“ sagte Radanyi mit einem kühlen, abweisenden Blick.

„Feige?“ Der Mann lachte bitter auf. „Das sagt man, wenn man die Not nicht kennt. Sie wissen nicht, was das ist, Herr Radanyi: ein krankes Weib zu Hause, das vor Kummer und Aufregung dahinsiecht und nicht einmal mehr eine Träne findet, und die

Kinder — wenn ich heimkomme, hängen sie an meinem Rocke und betteln um ein Stück Brot, und ich kann ihnen keins geben, muß zusehen, wie sie hungern und matt und hager werden. weil alles, was ich verdiene, den Spielerspielzügen gehört. Da ist das weniger feige, wenn ich der ganzen Misere so bald als möglich ein Ende mache!“

Clemer entledigte sich, ohne etwas zu sagen, seines Fracks. Behufsam hatte der Bediente mit zugegriffen und schon vorichtig den Mermel über den Verband des Fingers. Dann kniete er nieder und löste ihm die Schuhbänder. Alles, als sei er noch in Warrens Diensten.

„Wie heißen Sie?“ frug Radanyi.

„Rinker! — Konstantin Rinker!“

„Wie hoch beläuft sich Ihre Spielschuld?“

Der Mann erhob sich verlegen und machte eine abwehrende Bewegung. „Ich weiß schon, Herr Radanyi, Sie wollen mir helfen. Aber es hat keinen Sinn. Das Geld wäre für Sie so viel wie verloren. Es würde ein halbes Menschenalter dauern, bis ich die Summe wieder zurückbezahlen könnte.“

„Sind es mehr wie zweitausend Dollar?“

„Rein! Um hundert weniger!“

Clemer nahm die beiden Wertbriefe vom Tische und reichte sie Rinker. „Nehmen Sie! Das reicht gerade.“

Der wußte nicht, wie ihm geschah. Da hatte ihn der Geigerkönig schon vor die Türe geschoben und drehte den Schlüssel hinter ihm im Schloß.

„Herr Radanyi! — Herr Radanyi!“ hörte er draußen rufen.

„Gehen Sie!“ gab er gedämpft zurück. „Machen Sie Ihre Schulden quitt und kaufen Sie Ihren Kindern Brot — und spielen Sie nicht wieder!“

„Wie wieder!“ Dann ein rauhes Aufschluchzen. Rinker kniete vor der Schwelle und preßte sein Gesicht gegen die Wandung der hohen Flügeltüre, hinter der Radanyi sich zur Ruhe legte. „Gott segne ihn! — Gott segne ihn!“ Es war jetzt Monaten das erstemal, daß Rinker wieder zu seinem Gotte mit einer Bitte kam.

(Fortsetzung folgt.)

die Hälfte der 1928 geschaffenen Neufriedlungen), so muß es gelingen.  
 Sie mögen ein Beispiel geben. Und vielleicht bringt das den Anstoß, daß ihrem Beispiel dann auch wirklich der Ausbruch aus dem überfüllten deutschen Westen folgt, der Ausbruch der jungen Bauernjöhne, die sich lieber in deutschen Koloniallande ein eigenes, selbständiges Leben zimmern wollen, als in der Stadt die Schär der eng bedrängten Arbeitslosen zu verheeren. Der Großgrundbesitz des Ostens ist heute in großen Umfangen rettungslos krank. Er muß dem Bauer Platz machen, wenn der Bauer will. Heute läßt man diesen Willen der jämmerliche Instanz, die miserable Schwerefülligkeit des Apparats. Aber der Strom der deutschstämmigen Flüchtlinge ist jetzt viel stärker, diese ganzen Widerstände zu überwinden. Wir wollen ihnen helfen — ihnen und uns und dem deutschen Osten!

### Tradition oder mehr? Gedanken zum Totensonntag.

Das Wort von der „Sachlichkeit“ ist zum Merkmal, zur Kennzeichnung unserer Zeit geworden, weil das Tempo unserer heutigen Lebensweise kein langes Hängenbleiben an Nebenächlichkeiten duldet. Und dennoch vermögen wir uns nicht loszureißen von allem was das Gefühl angeht. Wäre es auch möglich, so würde ein Gegengewicht fehlen, das neben dem hastenden Tempo der Tage Erfordernis bleibt. Beschränkt wurden die Bezirke, in denen das Gefühlsmäßige sich auslebt, das Empfinden ist aber nicht weniger tief. Denn dort, wo es im Menschen am tiefsten wurzelt, fand es auch seinen stärksten Ausdruck im Gedanken an seine Toten. Ueber Zeiten und Völker hinweg erhielt sich das Bedürfnis einer würdigen Totenehrung. Und wieder greift der Mensch zu etwas, was im jahrausblangem Rhythmus Bestand hatte: Blüten schmückten heute die Gräber, wie einst die ewigen Kammen der alten Pharaonen oder die Grabstätten der späteren Wikinger. Was so Wurzel faßt in der Sitte, muß mehr sein als eine traditionelle Gewohnheit; es ist Erleben, eine Verbundenheit mit dem teuren Verstorbenen, dem der Tod keine Grenze setzen soll. Nichts an sichtbaren Gaben sonst vermögen wir ihnen zu weihen. Die jünnigen Blumen in ihrem stets erneuten Blüten als Sinnbild des Lebens und den Kranz ohne Anfang und Ende, legen wir am Totensonntag an den Gräbern, an den Urnen nieder. Darum konnte die Form der Totenehrung mit Blumen, wie wir sie heute üben, niemals Vorrecht oder Sitte einer einzelnen religiösen oder Bevölkerungsgruppe werden, weil sie aus innerstem elementarem Bedürfnis des Menschen erwuchs, und darum verdient sie gerade heute der besonderen Pflege. In ihrem mit monumentaler Kraft sich erhaltenden Erbräuchen verjüngt die Menschheit sich zu stets neuen Kräften — Licht, Liebe und Leben, um allen Sehnlichkeit, künden uns die uns so schicksalsverwandten Blumen.

### Vermischtes

— So'n kiffet Verweffeln. Wir lesen in den Bredaer „Ostfriesschen Nachrichten“: „He weer Pastor in't Döör un elk mug hum lieben. He har dr erst wat mit to dohn hatt, mit de Lü up Schied to kamen, denn he weer 'n Hochbüßen, ut't Friersteenenland off dar boven her, dat wussen de Lü nich, man darüm harrn se hum erst of neet recht hemmen wußt. Man't Gehalt weer man wat schöfel un up Stööt har dr süd anners gien sinnen laten, so weern se dr mit behangen blawen. Un nu har dat doch allerbest gahn un Heerohm weer jedermanns best Fründ. He deh of woff platt proten, man dat kweem dr all 'so wunnerliel herut. So'n bieje Burkere mug he of gern bedriefen un oll Gerd Thomsen arbeit bi hum jahrut, jahrut. Heerohm verhöch immer, platt mit Gerdohm to proten, un Gerdohm meen, he muß bi so'n hogen goden Mann allens in Hochbüßen seggen, dat papde gud beter. Beide kweemen se dr meestlied nich befünners god mit to Schied, de Pastor nich mit dat

Platt un Gerdohm nich mit dat Gählpoten, as he seggen deh. Wenn't Frierabend weer, gung Gerd immer bi de Pastor sien Studeerstuw langs un bot de oll Baas Gode Nacht. Een Abend nu seggt he of noch, he harr de Arbeit nu all so wat up Schied un muß woll anner Arbeit söken. „Un wenn Pastor etwas Besunners vor mir zu tun haben, dann soll dat zuerst maft werden.“ Der Pastor sagt, das sei schon gut, es werde sich wohl was finden. Und wie Gerdohm weiter geht, ruft er ihm nach: „Du kammst morgen dien Säge woll mitbringen!“ und nach einigem Besinnen: „Un dien Sägebod bringe auch mit!“ He harr dr nett an docht, dat dr wöf Holt herumlag, dat kunn Gerd körtfagen. „Jamoll!“ reep Gerd noch torügg. De anner Morgen is Gerdohm wat laat, un as de Pastor eben herut geiht, hört he adert's Huus: „Mäh, mäh, mäh!“ Un as he hen geiht, do steiht Gerdohm dar mit sien Jäg un seggt: „Ja, Heerohm, de Jäge habe ich mitbringen tun, aber den Jägenbuch steiht uptinnis in't Nabersdöör. Ich bün güßtern abend noch himneft, man de Lü dort seggen, die Jägenbuch muß dort blicben, da hat er zu tun, und ausleihen kunn se ihn nich an den Herrn Pastor.“

— Selbstmordkur. In einem estländischen Dorfe gerät ein Bauer mit seiner Ehehelferin in Streit. Schuld daran ist der ungeheuer kräftige estländische Schnaps, der würdige Nachfolger des russischen Wodka. Von Schnaps und Jörn umnebelt, beschließt der Bauer, dieser bösen Welt Lebewohl zu sagen. Er nimmt einen Strich, steigt damit auf den Boden des Hauses, klettert auf einer Leiter nach den Dachsparren hinauf und erhängt sich kunstgerecht. Doch — der Strich ist alt und reißt. Der Bauer fracht durch den morschen Fußboden mitten in seinen Schaffstall hinab. Der Schafte bemächtigt sich ob dieses nächtlichen Einbruchs oder vielmehr Durchbruchs wildes Entsetzens. Doch die Böcke verlieren nicht den Kopf und stehen heldenmütig ihren Mann. Sie stürzen sich kurzgerhand vollkommen respektlos auf ihren Herrn und verwideln ihn in einen regelrechten Wortkampf, in dem er natürlich den weitaus kürzeren zieht. Auf sein jämmerliches Hilfesgeschrei eilt die Gattin des Bedrogels herbei und rettet ihn davor, endgültig knoch-out geschlagen zu werden. Sie geleitet ihren Mann ins Wohnzimmer, und seine ersten Worte sind: „Der Kuckuck soll das verdammte Hängen hollen!“ Man kann ja dabei wirklich ums Leben kommen! — Dieser Mann macht bestimmt niemals mehr einen Selbstmordversuch!

— Bismarck hält Thiers ein Privatstimmium über französische Geschichte. Europäische Staatsmänner haben schon oft erschütternde Beispiele erdunklicher Unwissenheit gegeben Wilson, Clemenceau und Lloyd George besonders ergreifend während der Friedensverhandlungen nach Beendigung des Weltkrieges. Zu diesen amüsanten Geschichten gesellt sich jetzt ein neues, das Heinrich Eduard Brodhaus, langjähriger Mitinhaber des Verlages F. A. Brodhaus, in seinem Buche „Stunden mit Bismarck“ mitteilt. Dr. Brodhaus war in der Frühzeit des neuen Deutschen Reiches von 1871—1878 Mitglied des Reichstages und hat über etwa dreißig „Bierabende“ bei Bismarck Aufzeichnungen hinterlassen die den Inhalt seines Buches bilden und eine bedeutsame Ergänzung zu der gesamten bisherigen Bismarckliteratur darstellen. Dem Fürsten hohenlohe erzählte der Kanzler einmal von seinen Friedensverhandlungen mit Thiers und Favre. Man sprach über die Dekupationsstruppen, und Bismarck sagte auf eine Bemerkung von Thiers hin: „Aber Rouen liegt ja auf dem rechten Ufer der Seine!“ Thiers: „Durchaus entscheidend. aber in der französischen Geographie glaube ich doch besser bewandert zu sein, als Sie: es liegt auf dem linken Ufer!“ Bismarck: „Es tut mir leid, aber Sie irren sich!“ Thiers ärgerlich: „Eh bien, soit! Nous sommes les vaincus, vous êtes les vainqueurs — vous avez toujours raison!“ (Nun gut! Wir sind die Besiegten, Sie sind die Sieger — Sie haben immer Recht!) Statt aller Antwort ließ Bismarck eine Karte kommen. Thiers ergriff sie und rief triumphierend: „Hier ist Rouen, und hier ist die Seine!“ Bismarck: „Es tut mir sehr leid, aber was Sie mir zeigen, ist gar nicht die Seine sondern die Eisenbahn, auf der Sie nach London fahren, wenn Sie an Europa appellieren wollen. Sehen Sie her, hier ist die Seine, und Sie werden sich nun wohl überzeugen, daß Rouen auf dem rechten Ufer derselben liegt!“ Dr. Brodhaus fügt dieser Anekdote folgende Worte hinzu: Kaum glaublich, aber — wahr, weil von Bismarck selbst bestätigt!

— Ehrenrettung des Nassauers. Die Juden, die Schöppen, die Schöppinger und die Nassauer sind die Menschen, die am meisten unter dem nie endenden Fluch unzähliger guter und schlechter Witze zu leiden haben. Wer es sich auf fremde Kosten wohl sein läßt, muß unbedingt aus Nassau stammen oder so gar dem vornehmen Geschlecht der „Herzöge von

Hessen-Nassau“ angehören. Dabei zählten die Einwohner Nassaus zu der Zeit, als das Wort vom „Nassauern“ entstand, bekanntlich zu den wohlhabendsten in Deutschland überhaupt. Ob das heute noch zutrifft, kann nur das Finanzamt sagen — oder auch nicht! Außerdem richtete sich der Spott ursprünglich nicht gegen die Nassauer selbst, sondern die Leute, die den ehrlichen Namen der Nassauer mißbrauchten. Im Laufe der Zeiten hat sich der eigentliche Sinn des Sprichwortes sehr zum Leidwesen der Nassauer im Volkstum und wesentlich verändert. Es muß deshalb endlich etwas zur Ehrenrettung der fälschlich grober „Nassauerer“ beschuldigten Nassauer getan werden, was hiermit geschieht. Der rühmlichst bekannte, Vordardt Wustmann, die sprichwörtlichen Reden im deutschen Volkstum nach Sinn und Ursprung erläutert“ (neue 6. Auflage, F. A. Brodhaus), der jeden Freund der deutschen Sprache mehr interessiert als mancher Roman, schreibt, daß es in Göttingen Freitische für Studenten aus Nassau gab. Wer diese widerrechtlich, also ohne Nassauer zu sein, benutzte, den nannte man spöttlich: „Nassauer“. Und wer jetzt, nachdem er diese „Ehrenrettung des Nassauers“ gelesen hat, die armen Nassauer weiter verleumdet, das ist ein wahrer „Nassauer“. Denn er macht sich einer demüthigen Fälschung eines Bestandteils des deutschen Sprachschatzes schuldig, also — er „nassauert“. Er gehörte von Rechts wegen vor ein Nassauer Gericht.

### Plattdütsche Riemels

Von Carl Hasselmeier.

Si sporsom, denn kummt nich in Rot  
 Un heft op't Oler of din Brot.  
 \*  
 Sittst du im Leben hoch to Beer,  
 Süh to, dat du nich fallst to Ger.  
 \*  
 Wullst du di'n scheunes Leben boo'n,  
 Müßt di, — fünft keenen Minchen troon.  
 \*  
 Dat beste Leben op de Welt:  
 Gefundheit, — un en Tafel wull Geld.  
 \*  
 Verpump keen Geld. — Heur, wat id segg:  
 Din Geld is futsch — de Fründschaf weg.  
 („Hummel.“)

Amphibien des Krieges. — Amerikanischer Maschinengewehrkanon für Wasser und Land.



Trotz aller Abmachungen zwischen Hoover und Macdonald geht das Betrübsten vorläufig weiter. Immer raffinierter werden die Rüstungen für den Krieg von morgen. Unser Bild zeigt einen neuartigen, stark gepanzerten Maschinengewehrkanon, der, aus dem Wasser auftauchend, sich auf festes Land begibt.

### Bunte Ecke

.. Die geheimnisvolle Klingel. Anlässlich der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal wurde für König August auch eine Vorführung der Leipziger Feuerwehrgesellschaft. Interessiert hörte sich der König die Erläuterungen des Branddirektors an und staunte, als aus einmal ein Klingelzeichen erkündete. Die Mannschaften rüschten aus ihren Kammern an Stangen in das Erdgeschoss, halferten die Pferde an und saufen in feberhaftem Tempo hinaus. August sah nur nach der Klingel. Der Branddirektor räusperte sich und schließlich fragte Serenissimus: „Sachse mal — woher gam denn das Jebimmel?“ — „Wir haben einen Motorradfahrer zum nächsten Feuermelder geschickt und von dort —“ „Ach so!“ unterbrach er, „aber nu fackerle noch eens: ts das nich ein bißchen umständlich, wenn se bei jedem Feuer erscht einen Motorradfahrer zum Melder schicken müssen?“  
 .. He fohrt doch wedder trüch. Fiete, Herrmann und Oskar moht mit jemmer Familien 'n Kliflug no Zöllenspieker. Un weil de Lauenburger Dampfer son scheune gemüthliche Kajüt hebbt bet de drie sid of gliets dohl, um 'n lütten gemüthlichen Douerstoff to moten. Mit'n Mol find se in Zöllenspieker. „Wie möt usliegen! Gau, komst rop!“ rüpt Fro Sohling de Trepp dohl. — „D, wat!“ schreit de drie, „wie hebbt noch veel Lied! He fohrt doch deselbe Streck wedder trüch!“

## Schlachtviehmärkte.

Eigene Drahtungen der „D. Z.“ am Markttag.

Einleitungen: Es bedeutet bei  
 a) Rinder: a) Rinder; b) sonstige vollfleischige, 1. Jüngerer, 2. älterer; c) fleischige; d) geringe genährte.  
 B. Bullen: a) Jüngerer, vollfleischige, höchsten Schlachtwerts; b) sonstige vollfleischige oder ausgefätschte; c) fleischige; d) geringe genährte.  
 C. Röhre: a) Jüngerer, vollfleischige, höchsten Schlachtwerts; b) sonstige vollfleischige oder ausgefätschte; c) fleischige; d) geringe genährte.

b) sonstige vollfleischige oder ausgefätschte, c) fleischige, d) geringe genährte. — D. Ferkeln (Kalbinnen, Jungkinder): a) vollfleischige, ausgefätschte, höchsten Schlachtwerts; b) vollfleischige; c) fleischige; — E. Ferkeln: a) mäßig genährte Jungkinder, Jungkälber.  
 Rinder: a) Doppeltender besser Maß, b) beste Maß- und Sauglader, c) mittlere Maß- und Sauglader, d) geringere Rinder, e) geringere Sauglader.  
 Schafe: a) Nachlämmer und jüngere Nachlämmer, 1. Weidemast, 2. Stallmast; b) mittlere Nachlämmer, ältere Nachlämmer und gut genährte Schafe, c) fleischige Schafe; d) geringe genährte Schafe.  
 Schweine: a) Ferkel über 800 Pfd. Lebendgewicht, b) vollfleischige Schweine von ca. 240—300 Pfd. Lebendgewicht, c) vollfleischige Schweine von ca. 200—240 Pfd. Lebendgewicht, d) vollfleischige Schweine von ca. 160—200 Pfd. Lebendgewicht, e) fleischige Schweine von ca. 120—160 Pfd. Lebendgewicht, f) fleischige Schweine unter 120 Pfd. Lebendgewicht, g) Gauen.

	Berlin	Stettin	Celzig	Dresden	Frankfurt M.	Leipzig	Dresden	Magdeburg	Chemnitz	Blauenhildan	Hannover	Darmstadt	Köln	Hamburg	Essen	Eberfeld	Dortmund	Düsseldorf	Mannheim					
<b>Rinder</b>	15. 11. 2366	12. 11. 1476	15. 11. 90	12. 11. 179	18. 11. 49	14. 11. 281	11. 11. 1107	14. 11. 43	18. 11. 1451	14. 11. 109	12. 11. 129	13. 11. 952	12. 11. 712	15. 11. 957	18. 11. 163	13. 11. 754	12. 11. 686	13. 11. 1306	15. 11. 2397	18. 11. 775	18. 11. 1123	18. 11. 306	18. 11. 1288	
<b>Schafe</b>	1750	2427	67	149	404	887	845	655	519	1035	255	1019	1020	749	632	91	133	512	400	880	—	559	375	582
<b>Schweine</b>	429	2445	72	169	1014	217	837	94	215	1010	—	308	185	325	257	425	130	15	135	—	182	5	182	107
<b>Rinder</b>	3	2	3	3	4	4	4	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	2	3	3	3	3
<b>Schafe</b>	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3
<b>Schweine</b>	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3
<b>A. Döfen</b>	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60
<b>B. Bullen</b>	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60
<b>C. Röhre</b>	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60
<b>D. Ferkeln</b>	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60
<b>E. Ferkeln</b>	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60	58-60
<b>Rinder</b>	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90
<b>Schafe</b>	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90
<b>Schweine</b>	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90	80-90

**Gelder aller Art**  
 Reger, Bremen, Deich 78  
 Jeden Sonntag von 10—3 U.  
 Döbenburg bei Hülken,  
 Pferdemarkt.

**Kaufe jede Art Schlachtvieh**  
 Wilh. Vinberg,  
 Teuer, Fernsprecher 231.

**Autovermietung**  
 Karl Roder, Sever  
 Telefon 470 (6281)

**Treiben Ihre Schweine schlecht?**  
 Kommen Sie nicht voran durch Hüllen, Ausschlag Knochenfleisch. Sum C hilft! Erfolg garantiert in 5 bis 8 Tagen. Zu haben: Apotheke Nordseebad Dookfel, Kreuz-Drögerie Carl Breitbaut in Sever. (10716)

**Eucalyptus-Bonbon**  
 1/4 Pfd. 25 Pfg.  
 echte Brustcrämelchen gefüllte Malzbonbon 1/4 Pfd. 25 Pfg.  
 Honig-Bonbons gef. 1/4 Pfd. 25 Pfg.  
 J. Burchard

**Autovermietung**  
 Telefon 530.  
 Tag und Nacht  
 Kilometer 25 Pfg.  
 Ahlers, am Bahnhof

# Totensomitag

Auf unseren geistigen Beziehungen zu den Schatten des Jenseits lastet der ganze sinnverwirrende Mist unserer Zivilisation und unserer unromantischen Wissenschaft, die im Leben und im Sterben bloß ein-  
 saße biologische Funktionen sieht. Wir müssen an einem solchen Tage, der den Toten geweiht ist, uns wenigstens im Geiste wieder jenen primitiven Menschen nähern, deren Beziehungen zum Jenseits ungleich stärker und unmittelbarer sind, die einen Toten wirklich nicht verlieren, auch wenn er längst in der Erde ruht. Der sittliche Gehalt jedweden Glaubens führt auf bestimmte Kernpunkte zurück, die allen Völkern und Rassen gemein sind, der Indianer Amerikas, das malayische Fetschicht, der Kongoneger unterscheidet ebenso wie der gläubige Christ Europas zwischen Gutem und Bösem, auch er erahnt im Leben und Wehen der Natur das Wirken göttlicher Kräfte — auch er fühlt sich in besonderem Maße mit den Toten verbunden. Für den Primitiven hat ein ewiger Geist in der Gestalt des Neugeborenen nur Wohnung genommen. Und wenn er während seines ganzen Lebens mit ihm Fühlung genommen, ihn geliebt und geschätzt hat, kann er nicht glauben; der Geist würde, wenn die Hülle stirbt, im All untertauchen, und alle diese Beziehungen, die Liebe und die Achtung, mit einem Schlage zerreißen.

Die Seele, die nach wie vor um ihn ist, wird mit der gleichen Sorgfalt betreut, die dem Lebenden zuteil wurde; der Chinese versorgt sie mit Geld, auf daß sie im Jenseits keinen Mangel leide, andere Völkern bedienen sie mit Speise und Trank und richten ihr einen eigenen Platz im eigenen Heim her, auf dem sie sich ausruhen kann, wenn sie auf ihrer Wanderung durch das Jenseits ermüdet, auf dem sie ihm auch Rede und Antwort fecht und Rat gibt in allen Fragen der täglichen Not.

Er spricht mit der Seele des Heimgegangenen. Und wenn es auch nicht Worte sind, die ihm die Seele entgegen — so versteht er sie doch, weil Menschenseelen, die sich gut sind, einander immer verstehen.

Autosuggestion? Man mag es nennen, wie man es will. Auch der Abspiegel des Spiritisten erweist seine Existenz nicht durch einfaches Gekue. Es kommt in jedem Fall auf den Glauben an. Und wenn der Primitiv die Seele des Toten, mit der er Zwiesprache hält, bei Lebzeiten so gut gekannt hat, daß sie beide „ein Herz eine Seele“ waren, dann ist es klar, daß ihm schon das Verlesen in die Erinnerung an den lieben Toten Offenbarungen bringen muß. Etwa so, wie wenn ein Sohn auch nach dem Tode des Vaters dessen Willen zu erfüllen sucht, indem er darüber nachsinn, was wohl der Vater in diesem oder jenem Falle getan haben würde.

Die Kirche hat, als sie dem Totensomitag seine symbolische Weihe gab, dies mit der gleichen Ueberlegung getan, die in

kanal des Glaubens aufgepflanzt werden. In einem Tag des Jahres sollten wir mit der ganzen Ursprünglichkeit des Primitiven an den Gräbern unserer Toten Zursprache mit ihren Seelen halten und ein Treugelübdis erneuern, das letzten Endes den Grundstock menschlichen Glaubens bildet, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele.

Ueber dem Grab einer Mutter hat sich noch niemals ein Streitgespräch darüber entsponnen, ob der Mensch eine Seele habe, ob diese Seele sterblich oder unsterblich sei. Die Seele des Toten lebt, so lange es Seelen gibt, die an ihn geglaubt haben und ihn nicht vergessen können. Sie muß nicht — wie in der Hütte des Primitiven — einen festen Wohnsitz haben und eine Persönlichkeit sein. Es ist schon der Beweis ihrer Existenz, wenn sie aus der Brust des Lebenden nicht verbannt werden konnte.

Dieser eine Tag im Jahre einigt uns alle an den Gräbern der Toten, Christen und Heiden, Gläubige und Gottesleugner. Die Primitiven erheben sich zur christlichen Weltanschauung, und wir selbst verwachsen wie sie wieder mit der Erde, die die Toten birgt und die Ungeborenen. Vor dem Tode sind wir wirklich alle gleich.  
 Herbert Bahlsen.

loren hätte. Und gerade dazu war diese, jeglichem Mystizismus holde Epoche, durchaus nicht imstande. Der Tod flüchte gerade diesen Menschen, auf denen der Druck des ungewissen morgigen Tages viel stärker lastete, als auf uns, ein Grauen ein, das die Darstellung des Todes zwingend ausschließen mußte. Und die Annahme, man hätte den Tod damals nicht nur bildlich, als Vorstellungsbegriff, dargestellt, sondern mit grausamem Zynismus sogleich in den Mittelpunkt tänzerischer Handlungen, des „Totentanzes“, gestellt, ist geradezu absurd. Es war selbst im Mittelalter leichter, Gott, als dem Tod zu lästern. Ein Gott konnte verzeihen. Nicht aber der Tod.

Man hat sich, seit es eine Kunstgeschichte gibt, über dieses Rätsel den Kopf zerbrochen, wie es möglich war, daß die bildliche Darstellung des Todes und seine frivole Handlung, der Totentanz, gerade im frommen Mittelalter entstanden sein konnten. Die Antwort ist erst vor ganz kurzer Zeit gegeben worden, nach eingehenden Studien nicht des bildlichen, sondern des schriftlichen Materials.

Danach sind die tanzenden Skelette der alten Holzschnitte durchaus realistische Illustrationen zu gewissen Märchen und

es sich gestatten, den Tod selbst auf das Papier zu werfen, und er gab dem Tod die Gestalt des Toten, wohl ohne überhaupt daran zu zweifeln, daß diese Darstellung durchaus richtig war.

Was ein Holbein vermochte, was schließlich zahllose Künstler nach ihm getan haben, den Tod selbst darzustellen, zu personifizieren, zum Wesen zu stempeln, das man



befehlen, bestaunen und sogar — verhasen konnte — das ist deshalb noch lange nicht Allgemeingut des Volkes geworden. Die Menschen werden sich erst langsam daran gewöhnt haben, den Tod als Kunstwerk zu erleben, er ging wahrscheinlich in ihre Vorstellungswelt ein, ohne daß sie sich der Ungeheuerlichkeit bewußt wurden, die darin bestand, daß aus der fürchtbaren Urkraft, aus dem ewigen Geleß des Sterbens ein — „Geatter Tod“ werden konnte.

Nach Holbein begann ein neuer Kult des Todes, der nur den Gefängen und Tänzern vergleichbar ist, mit denen die Eingeborenen auf Bali die bösen Geister verpöten. Nicht die Grauenhaftigkeit des Geschehens steht im Mittelpunkt dieser mit Handlung erfüllten Bilder, der Tod selbst muß verhöhnt, verspottet, mit beißender Ironie überlassen werden. Wütender Haß treibt einen Nikolaus Manuel zur Schöpfung seines Totentanzes, der eine einzige überschwengliche Symne an das Leben ist. Neben dieser künstlerischen Auslegung des Todes wuchert überall ein gefühlvolles Epigonentum, das noch jahrhundertlang von Holbein lebt.

Mit Schellenberg und Chodowicki bemächtigt sich der Geist des Rokoko des Themas. Daß es die Symbolik des Todes nicht ausschöpft, ist eigentlich selbstverständlich. Auch ein Chodowicki begnügt sich damit, die leicht und elegant lebende Welt mit der Frage des Todes zu kontrastieren, so daß den zierlichen Dämchen ein angenehmer Schauer über den Rücken läuft. Die Erregung der 1848er Jahre muß kommen, ehe die Darstellung des Todes bei Alfred Rethel ihren zweiten und letzten Höhepunkt erreicht. Bei ihm steht der Tod triumphierend über den Parteien, als der ewige und alleinige Sieger.

Unsere Epoche, die den entsetztesten Totentanz aller Zeiten erlebte, harret noch des Künstlers, der ihn auslegt und verewigt.



Alfred Rethel: Der Tod mit der Waage.

## Der Tod in der Kunst

Von Walter Kernbach.

Die bildliche Darstellung des Todes in der uns geläufigen Form als menschliches Gerippe tritt uns erstmalig auf mittelalterlichen Holzschnitten entgegen, aber es ist bedeutungsvoll, zu wissen, daß auch der mittelalterliche Mensch sich davor scheute, den Tod selbst zu konterfeien, und daß diese Darstellungen des menschlichen Skeletts nichts anderes sein sollten, als eben — Skelette. Man malte Tote — aber nicht den Tod.

Die Scheu vor der Darstellung des Todes ist der gesamten Menschheit von den Ursprüngen der Kunst an zu eigen gewesen. Auch der primitivste Mensch malte und schnitzte wohl das Symbol oder die Gottheit des Bösen — so wie auch die christliche Kunst sehr schnell das Bild des Teufels entwarf — aber er hütete sich wohl, den Tod selbst „an die Wand zu malen“, ihm ins Auge zu sehen, ehe es unumgänglich nötig war. Dem Bösen konnte, mußte man enttrinnen, dem Tod nicht.

Das geradezu plötzliche, epidemische Auftreten der Skelettdarstellungen des Mittelalters könnte in diesem Zusammenhang den Anschein erwecken, als ob der mittelalterliche Mensch diese Scheu vor dem Tode ver-

berglauben, die schließlich auch heute noch im Volke leben. Die Toten sollten zur Geisterkunde aus ihren Gräbern steigen und spukhafte Tänze aufführen, und wehe dem Lebenden, der sich zu solcher Stunde ihnen nähete —

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele mußte diesen Aberglauben nähren. Wenn die Seele den Körper verließ, war dieser nur noch feindliche Materie, die von bösen Kräften besessen war. Der Lebende hatte zu wählen zwischen dem toten Leib und der unsterblichen Seele, er entschied sich für die Seele und haßte, verabscheute den Leib, der nur noch das Gefäß der zurückbleibenden Sünden und Uebel war.

Als aber das Bild des Toten feststand, als das Skelett immer mehr zum charakteristischen Merkmal alles Toten wurde, das Skelett, das zu einer Zeit, da es keine Präparate gab, kaum jemals ein Mensch gesehen hatte, das selbst in seinem tatsächlichen Vorhandensein ein mystisches, feindliches Etwas war — da war von hier bis zur Symbolik des Todes selbst nur noch ein Schritt. Ein Mensch und Künstler, der so über den Dingen stand, wie ein Holbein, konnte



unsere Jahren zum „Muttertag“ führte. Ein Gefühl, das jedem Menschen innewohnt, das ihn gleichförmig dauernd beherrscht — hier die Liebe zur Mutter, dort das seelische Verbundenheit mit den Toten — sollte an einem Tag des Jahres aus den Tiefen des Unterbewußtseins emporgehoben und als





**Schutz**  
vor plötzlichem Temperaturwechsel bieten Ihnen die wärme- und kräftebildenden Kaiser's Brust-Caramellen. Als vorbeugendes und sicheres Mittel bei Husten und Katarrh haben sie sich in mehr als 40 Jahren bewährt. Ueber 15 000 freiwillige Zeugnisse bezeugen ihre Güte und Unschädlichkeit.  
Beutel 40 Pfg. Dose 90 Pfg. Nehmen Sie nichts anderes als  
**Kaiser's Brust-Caramellen**  
mit den 3 Tannen

Zu haben bei G. Heiles; Carolinenstr. 10; Danhen; C. Schulte, Drogerie; Garmes; Th. Albers; Dohrenkirchen; W. Albers; Dohmerstr. 10; G. S. Paris; Lettens; Gebr. Brandis und wo Platate sichtbar. (11793)

**Achtung!!**  
Kaufe jeden Posten altes Eisen, Lumpen, Felle usw. sowie alte Maschinen und Fahrzeugteile zu realen Preisen.  
**M. H. Meyer, Jever,**  
Wangerländerstr. 10,  
Telephon 617.

Eine junge fahre (13567) **Ruh (Herdbuch)** zu verkaufen, oder gegen tragendes Beest zu vertauschen.  
**Joh. Weiers**  
Wippelstr. 2, Detich

**Wegen Platzmangels** billig zu verkaufen:  
1 2schlaf. und 1 1 1/2schlaf. Bettstelle n. Matrasen und Aufleger, 1 Waschtisch mit Marmorplatte, 1 Spiegel, 1 Schrank, 1 Teppich, 1 Schaukelstuhl, ferner 1 Stubentisch mit Rahmen, 3 Fenster 1 x 1,50 Meter.  
Jever, Bahnhofstraße 9.

**Jever**

Wir haben **2 Läden** in neuem Hause an bevorzugter Lage zu vermieten, ev. mit Wohnung. Reflektanten wollen sich an uns wenden.  
**Erich Albers & Fint,**  
Auktionatoren.

**Auto-Vermietung** km von 20 Pfg. an. Telephon 335. Eden.

**Speisekartoffeln** helle Industrie, Odenwälder, unfortierte (13459)

**Futter kartoffeln** aus rollenden Ladungen empfiehlt  
**L. S. Hinrichs**  
Seidmühle

**Autovermietung** bei Tag und Nacht Stand: Roter Löwe Telephon 524 und 284 km 25 Pfg. Große Touren billig

**Lebensmittelgeschäft** Schlachthofstr. 17 Fernspr. 221 empfiehlt i. schöner Ware:  
Tafelobst  
Kochäpfel  
Kochbirnen  
Rosenkohl  
Grünkohl  
stets frisch

**Biebstreupulver** gegen Läuse usw. Nur erste Qualität wird verkauft Erfolg garantiert.  
**Kreuz-Drogerie** und Filiale

**Lohnende Malf. Zucht** durch M. Brodmanns „Zwerg-Marke“, die physiologisch vollkommenste Malfzucht! • Rein gewöhnlicher Futterfall • Daher die erstaunlichen Malfleistungen an Milch, Fleisch, Fett, Eiern • Geringe Fresser, beste Futterausnutzung • Günstigster Schutz gegen Knochenkrankheiten! • Nur echt in Original-Verpackung - nie Iofel!  
100000 Raferber umsonst!  
Jedem Leder 1 Exemplar in den Verkaufsstellen oder direkt durch M. Brodmann-Chem.-Fabrik Leipzig-Eutritzsch 12c  
**Zwerg-Marke**

# Wo Wissen Sie

daß wir auf dem Spezialgebiete moderner Damenkonfektion in jeder Hinsicht Großartiges leisten – daß wir tausende Mäntel und Kleider für jede Figur, jeden Geschmack und Anspruch auf Lager haben – daß wir auch Sie mit dem Schönsten, Besten und Neuesten der Mode besonders preiswert bedienen? Es gibt nur eine Antwort auf die Frage:

# ZU WEM? ZU UNS!

**WALLHEIMER**  
GRÖSSTES SPEZIALHAUS FÜR DAMEN- U. MÄDCHEN-KLEIDUNG  
WILHELMSHAVEN GÖKERSTR. 30

Wir suchen, vorläufig zur Aushilfe für Dezember, eine **Verkäuferin.**

**Bruns & Kemmers,**  
Jever. (13600)

**Mädchen** gesucht zu sofort (13613) Linden-Allee 11 Zu melden 6-7 Uhr

**Stets auf Lager:**  
**GR-Union-Eisform-Brille**

**Standardbohlen** Ofenfertig. Holz zu jeder Zeit Lieferung frei ins Haus (13574)  
**Fr. Weinbrenner**  
Hopfenjaun 13  
Telephon 704

## Husmanns Tee schmeckt am besten

Schloßstraße 4 Telephon 233



**Solinger**  
Rasiermesser  
Taschenmesser  
Brotmesser  
Schlächtermesser  
Schneidermesser  
Haushaltschere  
Orig. Hauptner  
Bieh- u. Zeichen-scheren

kauft man am besten bei **Joh. Janßen, Messerschmied, Hillers Nachf.,** Hohlblecherei Jever, Schlachthofstr. 7. Reparaturwerkstatt

**Sämtliche Babyartikel** in reichhaltigster Auswahl  
**S. Nicholson, Wasserfortstr.**

**278 Auto-Anruf 278**  
Kilometer 25 Pfg.  
**Heinrich Ahlers.**

**Nachweislich 600 RM. u. mehr monatlich** verdienen rührige bei Landwirten gut eingeführte Herren durch Uebernahme einer konkurrenzlosen zeitgemäßen Vertretung.  
**Richard Weber, Göttingen** Brinz-Albrechtstr. 1

**Unterweisungskursus in der Stoffmalerei** am Mittwoch, dem 27. Nov., abends 8 Uhr, im Jugendheim. Helle Stoffreste sind mitzubringen. Anmeldung bei Fr. Reinerl. Gebühr: 50 Pfennig.  
**Der Hausfrauenverein.**

## Kein Heim ohne Radio

### Wende-Gerät

hoch bevor Sie zum Kauf schreiten, sollten Sie sich unbedingt ein vorführen lassen. Halte stets ein großes Lager in den modernsten Reg- und Batterie-Empfängern sowie in den überall bestebten

### Grator-Lautsprecher

Jedoch liefere ich auch andere Geräte: Seibt, Paladin usw.

Günstige Teilzahlungen!!

**J.H. Jacobs jun.**  
Hohenkirchen

## Montag eintreffend 1 Waggon Futterkartoffeln

gesunde trockene Ware.

Bestellungen nehme noch entgegen

**A. Drantmann Nachf.**



## Es schmeckt besser

wenn Sie Ihre Löffel und Branntweine selbst machen. Die Sache ist mit Reichel-Ofenzen so einfach und bringt hohe Ersparnis. Erhältlich in Dro. u. Apoth. Dr. Reichel's Rezeptbuchein bafelstf umsonst oder durch Otto Reichel, Berlin-Neutölln.

## Oeten-Herde

Größtes Lager Billigste Preise

**Adolf Berken, Jever**

## Institut für Naturheilkunde

Physikalisch-Diätetische Therapie

Radio-Homöopathie, Psychotherapie, Massage, Magnetismus, Höhenkur, Hochfrequenz, Blut, Urin, Sputum, Stuhl-Untersuchung

Sprechzeit: 9-12, 3-5 Uhr (außer Sonn- u. Feiertagen)

Behandlung außerhalb der Sprechzeit nach Vereinbarung  
**Lothar Koop** gepr. Naturheilkundiger  
Rüstringen, Werftstraße 44 \* Telephon 525

## Bekanntmachung!

Landwirte und Viehhalter verwendet nur Tierarzt

### Bargum's gef. gesch. Vieh-reinigungspulver!

Es ist ein rein deutsches Erzeugnis und hat sich über 25 Jahre glänzend bewährt. (13342)  
Zu haben überall, sonst durch **Th. Neuhaus,** Barel i. D.

## Die tragbare elektrische



**SINGER**  
Für jeden Haushalt unentbehrlich  
SINGER NÄHMASCHINEN  
KARTENGESellschaft  
Singer Läden überall

Wilhelmshaven, Marktstraße 24.  
Jever, Wangerstraße 1.

## Damen-Hüte

für Jung und Alt moderne Formen und Farböne, reiche Auswahl - dabei enorm billig  
Fesche Kinderhüte in allen Größen

**Franz Seerichs, Jever**

## Sperrzeiten

in denen Motore über 4 PS nicht laufen dürfen, sind wie folgt festgelegt: (13290)

Für November, Dezember, Januar von Eintritt der Dunkelheit, abends 4 1/2 resp. 5 Uhr bis 12 Uhr nachts, morgens von 6 1/2 Uhr bis 8 Uhr,  
für Oktober, Februar und März von abends 6 Uhr bis 12 Uhr.

Wir bitten unsere Kraftstromabnehmer um genaueste Beachtung obiger Vorschriften und ferner um strengste Innehaltung der Kraftstromverteilung.

**Elektrizitätsgenossenschaft Nordjeverland, e.G.m.**  
Der Vorstand:  
Gustav Mannen, Dr. Hagena.

## Familien-Nachrichten

### Geboren:

Ernst Janßen und Frau Hanne geb. Janßen, Döbber, Tochter.

### Verlobt:

Ami Schön und Jan Harms, Döbber bei Ulrich, Engerhase. - Helene Siebel und Adolf Hartmann, Rüstringen.

### Bermählt:

Serbert Hobbenjanßen und Frau Franziska geb. Jmvolde, Doga-Barel. - Wilh. Joswig und Frau Elise geb. Böhlen, Mariensiel. - Theodor Abdis und Frau Berta geb. Pflümer, Seefeld.

### Gestorben:

Gastwirt Anton Böning, Wallinghausen, 50 Jahre. - Lokomotivführer a. D. Friedrich Leopold, Döbber, 75 Jahre. - Ida Käthgen geb. Schütze, Wilhelmshaven, 55 Jahre.

# Für die Feierstunden

Je bequemer der Weg eines Mannes ist, desto weniger leistet er. Je schwerere Aufgaben einem Bolle gestellt sind, auf eine desto höhere Stufe steigt dies Volk.

Paul de Lagarde.

## Die Brandstifterin

Novelle von Hedwig Rodaß-Maß.

„Sie sollten gesehen, Maria Michaelowka! Die Zeugnisausagen sind erdrückend für Sie. Neun Uhr fünfzig kam der Brand auf, neun Uhr dreißig sind Sie noch an der Kornmiete gesehen worden. Hier, dieses Amulett, das Ihnen gehört, wie Sie zugeben, fand man dicht bei der niedergebrannten Miete. Sie haben sich gegünstig gegen den Gutsherrn geäußert, der Sie deswegen entlassen hat. Am Tage darauf brannte die Miete ab. Was taten Sie dort?“

Maria Michaelowka schweigt. Ein kurzer, haßvoller Blick trifft den Richter. Dann schlägt sie den Blick nieder und verharrt in Stummheit — wie immer.

Der Richter macht eine ungeduldige, ärgerliche Bewegung. „Es wäre besser für Sie, wenn Sie ein umfassendes Geständnis ablegten. Ihr Nummer-Trost kann Ihnen nur schaden.“

„Maria, nicht schuldig!“  
Der Richter zuckt die Achseln. Es war nichts zu erreichen mit diesem Mädchen. Bei diesem einen Wort bleibt sie seit zwei Monaten. Die belastenden Zeugnisausagen scheinen keinen Eindruck auf sie zu machen.

Aber heute hat sich ein neuer Zeuge gemeldet. Es ist Schimanski, der Vorsteher. Er wird vernommen und sagt aus, Maria Michaelowka sei zwar an jenem Abend über's Feld gegangen, aber es sei noch einer bei ihr gewesen, der Joseph Gerinskiy. Mit dem gehe sie schon lange. Das sei ein fauler, nichtsnutziger Kerl, der ihm nur Verrückter bei der Arbeit mache. Velleicht sei der es gewesen, der den Brand angelegt habe. Denn seit acht Tagen sei er fort, wohin wisse man nicht.

Maria hatte, als der Name Joseph Gerinskiy fiel, einen raschen, unruhigen Blick auf den Richter geworfen. Ihr braunes Gesicht war fahl geworden. Eine sichtlich Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie schob nervös ihr Brusttuch hin und her, wandte sich mit hilflosem Blick von einem zum andern, sagte mit ihrem glänzend weißen Zähnen an der Unterlippe und kämpfte offenbar mit einem Entschluß.

Der Richter entging das Gebahren des Mädchens nicht, aber er sagte nichts. Er hatte schon die e'le Uebelthäter vor den Schranken des Gerichts gehabt und wußte, daß es besser war, in dem trübseligen Augenblick, wo das Geständnis sich aus der verdorrten Seele lösen wollte, zu schweigen, nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu fordern.

Nach einer Weile jedoch, als er sich in seinen Mutmaßungen getäuscht sah, sagte er mit einem schärferen Blick auf Maria: „Die Verhandlung wird vertagt. Auf die Aussagen des neuen Zeugen hin soll versucht werden, den Joseph Gerinskiy zu verhaften.“

Ein rasches Rot schloß der Dorn ins Gesicht. Ihr Blick lag im Raum umher und kehrte zurück zu dem verammelten Gerichtshof. Sie zitterte, und ein angstvoller Laut entrang sich ihrem Munde. „Maria schuldig!“ stieß sie plötzlich hervor. „Joseph, nicht, nicht.“ Sie bewegte die Hände hin und her, als ob sie etwas verweisen wollte. Und

num begann sie in ihrer gebrochenen Rede eine kranke Erzählung.

„Maria so“ — sie machte die Bewegung des Streichholzanreibens. — „Große Feuer — hat Alle Korn weg.“ Sie lachte, daß in ihrem großen breiten Mund die Zähne blühten. Und dennoch sprach aus ihrem Gebahren eine verheerende Lurche. Witz des Hasses traf den Zeugen. O, Maria wußte sehr wohl, warum der ihren Joseph verberben wollte!

Die Verhandlung war bald beendet und das Urteil wurde gesprochen. Schweigend nahm Maria es hin. Zwei Jahre Gefängnis unter Zufügung mildernder Umstände. Sie war wie benommen, sah hilflos umher und lächelte dann. Sie konnte das alles noch nicht fassen.

In ihrer dunklen Zelle stand Maria vor dem kleinen vergitterten Fenster und sah hinaus. In ihrem Blick lag ein verwehelter Trost, ihre Finger umklammerten die Gitterstäbe, und sie starrte auf das Dach eines gegenüberliegenden Hauses. Mit trotteltem Blick überflog sie den fahlgrauen Himmel, über den sich dunkle Wolken schoben. Sie wußte nicht, ob es Mittag oder schon Nachmittag war. Es war alles dunkel um sie. Ihre aufgeworfenen Lippen murmelten leise Worte, manchmal erschütterte sie ein trockenes Schluchzen.

Es war eine furchtbare Stille um sie her, und als sie um sich blickte, in die Tiefe des Raumes hinein, in die Ecken und Winkel, in denen ein totes Dunkel lag, erschauerte sie. „Joseph“, murmelte sie, „Joseph!“

Vor ihren inneren Augen wogten rauchende Kornfelder, in denen sie mit Joseph gearbeitet hatte. Unter seiner mächtig ausholenden Sense war das Korn gefallen, und sie hatte es zusammengegrast und zu Garben gebunden. Ganz dicht an ihr hatte sie sich gehalten, um seinen Atem, seine Wärme zu spüren. Alle Sehnsucht nach der fernem Heimat in ihr war dann stille geworden. An den Sonntagen waren sie schon genügt zur Stadt gegangen. Joseph mit blauen Stulpenhosen und sie in ihrem neuen roten Kopftuch mit blauen Blumen.

Und dann dachte sie an jenen Abend in der Kornmiete. Wie rote Wellen war er über sie hinweggebraust, der unbändige Sturm ihres Wutens. Sie glaubte noch, Josephs Lippen zu spüren. Wie schön er war, und wie er küssen konnte!

Maria legte stöhnend das Gesicht auf ihre Hände. Ihr Herz brannte in Sehnsucht nach ihm und in Schmerz. Sie mochte nicht um sich blicken, nicht sehen, was sie doch mit allen Sinnen fühlte. Es war hinter ihr, das Grauen der Einsamkeit. Zwei Monate hatte sie nun ausgekostet, was es heißt, hinter vergitterten Fenstern zu leben, und nun lagen zwei lange, lange Jahre vor ihr! Dann war es ihr, als ob ihre Zelle sich plötzlich mit roter Glut füllte. Kam das Feuer zu ihr? Wollte es sie verbrennen? Wie hatten die Flammen aufgelodert, damals, an jenem Abend, wie hatten sie höhnisch geknistert, wie aus Freude über das böse Werk. Der Haß! Der Haß auf die Reichen! Der Haß das Feuer geschürt! Der Haß jauchzend in die Flamme geblasen! Wie das Feuer gierig Halm um Halm verzehrte!

Maria bedeckte das Gesicht mit den Händen. Heilige Mutter Gottes! War Joseph nun verloren? Würde sie, die Himmliche, ihm verzeihen? Spürte er Meue? Würde er des ewigen Heils verlustig sein? „Heilige Mutter Gottes“, betete sie, „Gehobene, hilf!“

Maria tappte ins Dunkel der Zelle zurück und warf sich auf ihr Lager. Sie wand sich in wildem Weinen, von Angst und Grauen geschüttelt. Dann raffte sie sich auf und lief wie verzweifelt in der Zelle umher. Zwei Jahre! Zwei Jahre! War denn

die Ewigkeit länger? Sie stieß an den Tisch, trommelte an die Tür, rüttelte wie rasend an den Gitterstäben ihres Fensters. Hinaus! Hinaus aus dieser Finsternis und Enge! Hin zur Heimat, wo die Sonne heißer schien und der Wind weicher wehte! Sie war ja noch so jung, und ihr Blut so heiß! Und sie war ja ungeschuldig! Wo war er? Wo war Joseph? Wußte er nicht, daß man sie eingekerkert hatte? Daß sie schuldlos um ihn litt?

Aber er war ja weit fort. Sie hatte ihn nicht wieder gesehen an jenem Abend. Wo mochte er sein? Hatte man auch ihn verhaftet? Nein, nein, gewiß nicht. Das hatte sie aus allem gehört, was die Zeugen sagten. Nein, Joseph sollte nicht hierher! O, Maria konnte schweigen! Sie konnte die Lippen fest zusammenpressen wie heute im Gerichtssaal und die ganze Zeit vorher. Es würde ja einmal der Tag kommen, wo man sie entlassen würde aus dieser stinkenden Stille. Dann würde sie zurückkehren in die Heimat mit Joseph. Einen eigenen Herd würden sie haben und einen kleinen Garten, und ein Kind würde sie kriegen. Ach! ein so kleines, liebes, herziges!

So verging die Zeit. Ein Tag wie der andere, aber jeder erfüllte von immer steigender Sehnsucht, von ungestümtem Drang nach der Freiheit. Es war so schwer, unschuldig zu leiden, aber es war ja um Josephs Willen.

Sie schweigt. Sie meinte, daß seine Strafe durch ihre Haft verbüßt sein würde. Die andern in dem schrecklichen Saal mit seiner belämmerten Feiertagsstimmung würden ihm nun doch sicher nichts mehr antun können? Auch dann nicht, wenn sie eines Tages den wahren Sachverhalt erfahren? Maria atmete bei diesem Gedanken schwer auf. Dann würde sie auch vor den andern wieder rein sein. Vor der heiligen Jungfrau war sie es ja immer gewesen. Das war ihr Trost. Sie hob das Gesicht zur Decke empor und sah droben im Licht der heiligen Gestalten, wie ihre Bitten auf sie träumte. Sie alle würden ihr beistehen, denn sie betete jeden Tag viele Male ihren Rosenkranz ab. Und dann würde es herrlich werden, und vor Marias Augen wurde es Licht.

Endlich, endlich kam der Tag heran, an dem sie das Gefängnis verlassen sollte. Joseph war nicht gekommen. Er hatte nicht unter ihrem Fenster gestanden, sie hatte nichts von ihm gehört. Fast das sonst gebräunte Gesicht, verließ Maria das finstere Haus. Sie fühlte sich ganz fremd hier draußen und mußte sich erst daran gewöhnen, daß sie nun gehen konnte, wohin sie wollte. Aber es gab für sie nur einen Weg: Joseph zu suchen, mochte er auch noch so weit fort sein.

In der Nacht schlief sie um's Dorf. Es durfte sie niemand sehen. Am Tage verbat sie sich auf dem Felde im Stroh. Aber Joseph war nicht da. Wie sollte er auch? Im Grunde hatte sie ja gewußt, daß er hier nicht mehr sein würde. Sie horchte im Dunkel vor den Türen, an den Fenstern, bis sie eines Tages von einem der Kinder erfuhr, wo er war. Nicht weit von hier, auf dem Nachbargut. Maria wurden auf einmal die Knie schwer wie Blei. Sie tastete mit der Hand ins Dunkel, denn sie glaubte zu fallen. So schwer war der Druck gewesen, der auf ihr gelagert hatte, und der nun auf einmal von ihr genommen wurde. Und so erregte sie der Gedanke, daß er in der Nähe war. Aber dann mußte er doch alles wissen? Dann mußte er doch wissen, daß sie zwei Jahre schuldlos um seine Willen gelitten hatte? Und wie gelitten! Sie begann zu laufen. Sie mußte nichts mehr als das eine, daß sie ihn sehen müßte, sobald sie möglich. Es trieb sie unaufhaltsam vorwärts. Heute noch, mitten in der Nacht, wollte sie ihn sprechen. Sie war geschüttelt von Sehnsucht, Angst und Zweifel

## Die Toten reden:

Wir hören die Novemberwinde klagen. Der Regen raunt in unsern stillen Häuten, Es friert der Efeu an den kalten Steinen, Um die Zypressenwipfel dunkel ragen.

Ihr bringt uns Blumen; eure Lippen wagen Sie nicht zu küssen — eure Herzen weinen. Ihr geht mit eurem Irren, eurem Meinen: Wir seien tot und wißt es nicht zu tragen.

Wir leben — sorgt, daß ihr nicht Tote seid. Wie wir einst, sollt ihr wirken und gestalten. Ihr habt, ach, eine gar so kurze Zeit.

Und sorgt, daß ihr euch nicht die Tage trübt! Wie wir hier, sollt ihr Ruh' und Frieden halten. Ihr lebt, so ihr einander Liebe übt.

Franz Masfke.

und von einem leise aufsteigenden Etwas, von dem sie nicht hätte sagen können, was es war. — So lief sie ins Dorf, wohl zwei Stunden weit. Sie konnte den Weg auch im Dunkeln. Sie war ihr oft mit Joseph gegangen, an Sommertagen, durch reifendes Korn und glühenden Mohn. Was alles würde er ihr sagen, wie würde er ihr alles erklären, vor allem das eine, daß er nicht gekommen war! — Sie grub die Zähne wie wütend in Leidenschaft oder Haß in die Rippen. Haß, der aus gequälter Liebe entsprang.

Erst am nächsten Abend sah sie ihn. Er ging mit der weißblonden Tochter des Schäfers durchs Dorf. Er lachte, daß seine weißen Zähne durch das Dunkel des Abends blühten. Ein wenig später war er allein. Er erschrak sichtlich, als das Mädchen plötzlich vor ihm stand. Wie sah sie nur aus! Was irrte und flackerte in ihren Augen? Er mußte zur Seite sehen, so brannte ihr Blick in den seinen.

Sie packte seine Hand und riß ihn zu sich heran. Sie sagte nichts, sie stierte ihm nur ins Gesicht. Er lachte gezwungen. Dann wollte er sie umfassen, aber sie stieß ihn zurück. Eine eizige Kälte durchrieselte sie. Jetzt wußte sie, daß er sie feige verurteilt hatte. Noch bevor er ein Wort gesprochen hatte, wußte sie es. Das traue Zeug, das er nun redete, war leeres Geschwätz. Das fühlte sie. Und sie hatte gesehen, wie er mit der anderen läßt getan hatte. Die waren sich einig, auch das wußte Maria.

Und sie hatte zwei Jahre lang um ihn in Gefängnis geschmachtet, hatte alle Not geduldig ertragen und mußte auch jetzt die Verachtung dulden und den Abscheu und das Grauen, das sich an ihren Namen heftete. Die Brandstifterin! Sie blieb still. Kaum ein Wort hatte sie gesprochen. Es war etwas tot in ihr, ganz ich, ganz blösig, wie wenn man zusammenbricht und stirbt. Als sie über das Feld zurückging, ihrem ungewissen Leben entgegen, ihrer tieferen Zukunft in Schande und Not, da war es ihr, als ob es nur einen Weg für sie gebe. Sie ging ihn still und leise wie jemand, der eine Tür schweigend hinter sich zu macht, weil er weiß, daß es nichts mehr für ihn gibt, um das es sich zu leben lohnt. — Als man Maria aus dem Sock zog, war Joseph zugegen. Er erstarrte vor Schreck und Entsetzen. — aber als der Abend kam, ging er mit der blonden Dorn des Schäfers hinaus vor das Dorf, dort, wo eine Kornmiete im Dunkel des Abends hochaufgeschichtet zum Himmel ragte.

## Belphegor

Abenteuer-Roman

von Franz Karl Baldenberg.

31)

(Fortsetzung.)

Maurice de Thouras fiel hier ein:

„Sie hatten wohl Furcht, daß der Budlige von dem Schatz allein Vorteil ziehen würde?“

„Gewiß, er ist der Bruder von Elsa, aber ich schenkte ihm nur halbes Vertrauen. Hierauf gab mir Fräulein Bergen die Anregung, das Geheiß zu spielen, die ich begehrt ausnahm. Am nächsten Tage nahm ich in einem Palet den Umgang mit, welchen Elsa für mich angefertigt hatte, und ließ mich am Abend in der Kirche von Saint Germain Auxerrois einschließen. Ich verließ sie, ich doch mein Herz heftiger als gewöhnlich schlagen fühlte, als ich mich in dem Gotteshaus allein befand. Ich verließ mich unter dem Aufwande meiner ganzen Energie und aller meiner Kräfte beim Nichte einer Taschenlampe als Geheiß und ging mit dem Plane, den ich aus dem Buche herausgerissen hatte, zu dem Steine hinter dem Hochaltare, der mit einer Nite gekennzeichnet war.“

Gemäß den Weisungen des Ruggieri brückte ich mit meinem Finger stark auf dieses im übrigen zu drei Viertel verweichte Emblem. Nichts rührte sich. Ich drückte noch stärker und es schien mir, als ob sich der Stein leicht bewegte. Ich drückte mit allen meinen Kräften. Er schwanke langsam und blieb dann unbeweglich stehen.

Ich schob ihn, um die Höhlung frei zu bekommen, die ich bereits sehen konnte. Ich drang in die — nicht ohne Mühe ein. — und kam zu einer Wendeltreppe, die in den unterirdischen Gang mündete.

Ich entdeckte dann eine Art Krypta, die mir später einen großen Dienst leisten sollte, und kam dann zu einer zweiten Stiege, die ich hinaufstieg. — und hierauf befand ich mich vor einer Mauer.

Neuerdings zog ich den Plan des Ruggieri zu Rate und entdeckte sodann den geheimen Mechanismus, der mir den Eintritt in den Douvre ermöglichte. Er war aber so stark verrostet, daß ich ihn nicht in Bewegung setzen konnte.

Da machte ich von den Rüstungen Luchners Gebrauch, der in der nächsten Nacht mit mir kam. Dieser budlige Feind besaß tatsächlich eine ungläubliche Geschicklichkeit. In weniger als einer Stunde gelang es ihm, die hinter der Mauer verborgene Tür zu öffnen. Wir standen dann auf dem mittleren Treppenabzug beim Siege der Samothrale. Dann ging ich allein, als Geheiß verkleidet, in den Saal der Barbarengötter.

Ich war gerade im Begriffe, die Statue des Belphegor zu untersuchen, als ein Aufseher erschien. Ich schlüpfte in Eile, nicht ohne daß er

mir mit seinem Revolver nachgeschossen hätte. Ich habe eine Kugel ganz nahe an meinem Kopf vorbeischießen gehört.

„In der nächsten Nacht haben Sie wieder begonnen?“

„Ich mußte es wohl. Im übrigen war ich ruhig. — Ja, Teddy hatte in Erfahrung gebracht, daß der Oberaufseher die Erlaubnis von seinem Vorgesetzten erhalten hatte, allein in der folgenden Nacht im Saale der Barbarengötter zu wachen.“

„Daran kehren wir uns aber nicht. Ich verließ mich mit einem Totschläger.“

Dann erzählte Simone in teuflischem Tone weiter: „Sie haben gesehen, daß ich nicht zögerte, mich dieser Waffe zu bedienen. Sobald ich von diesem lästigen Zeugen befreit war, rief ich Luchner und den Mann im Ritel, die auf mich in einem Nachbargaale warteten. Beide machten sich daran, die Statue wegzuschleppen, um den Eingang des Verstecks zu entdecken.“

Aber dieser verfluchte Belphegor, der an seinem Sockel nicht angehängt war, stürzte auf die Fußbodenbänke. — was einen gehörigen Lärm verursachte. Da wir fürchteten, daß auf diese Weise die Aufseher oder Polizisten, die sich vielleicht in der Nähe befanden, aufmerksam werden könnten, bestiegen wir uns zu verdrücken.“

„Und dann haben Sie noch immer den Mut gehabt wiederzukommen?“ rief Maurice de Thouras.

„Jawohl. Aber diesmal stolperten wir über, wie man zu sagen pflegt, eine „Glasklatte“.“

Als ich allein in den Saal der Barbarengötter trat — wen sehe ich da mit der Untersuchung des armen Belphegor, der auf den Fußbodenbänken lag und eine häßliche Grimasse schnitt, beständig?“

„Jacques Bellegarde. Ich näherte mich ihm mit Wolfschritten, durchaus entschlossen, ihn das Schicksal des Aufsehers Sabarat teilen zu lassen.“

„Was Sie sagen!“

„Rufen Sie mich weiterreden. In seine Nachforschungen verjungen, hatte er mich weder gesehen noch gehört. Aber kaum hatte ich den Arm aufgehoben, um ihm einen Schlag mit dem Totschläger zu verfechten. — als die Hand eines älteren Herrn mein Handgelenk ergriff.“

„Es war jene von Chantecoq?“

„Wollte ich mich auf die geheime Türe zustürzen, hinter der Luchner und der Mann im Ritel mich erwarteten, als an der Spitze der Stiege Lichter schimmerten. Es war eine Polizeirunde. — Unten rief eine Stimme — jene von Chantecoq: „Verperrt ihm den Weg, wir haben ihn!““

Mit einem Satze setzte ich durch die geheime Türe, welche der Budlige hinter mir schloß. Es war höchste Zeit gewesen. Ich gebe zu, daß ich diesen Abend glaubte, die Partie sei verloren.“

„Sie haben sie aber wieder neu begonnen.“

„Ja. — denn ich überlegte folgendermaßen: Unter den obwaltenden Umständen wird die Polizei überzeugt davon, daß das Phantom des Douvre wiederkommen würde, sicher im Saale der Barbarengötter eine Falle stellen.“

„Was auch der Fall war.“

„In der Tat. Über Menardier, der beauftragt war, Belphegor zu verhaften, hatte nicht mit meinen geistigen Hilfsmitteln gerechnet.“

„Stammte die Idee von den einschläfernden Gasen von Ihnen?“

„Jawohl. Luchner hat die Gase hergestellt. Dieses Mal ging alles ausgefallen vor sich! — Und jetzt, mein Lieber, wissen Sie alles!“

Genau so ruhig, als ob sie in ihrem Voudoir wäre, nahm Simone ein gedonnes Figurretteui, das auf dem Frisiertische lag und zündete sich eine orientalische Pipe an, deren Rauchringe sie gegen die Decke blies.

Maurice de Thouras blieb einen Augenblick stumm.

Von dieser außergewöhnlichen Frau, die tatsächlich den Geist des Bösen verkörperte, hypnotisiert, immer mehr von ihrer Schönheit beherrschet und ganz unter dem Einfluß ihrer höllischen Reize stehend, sah er sie mit von Begierde blitzenden Augen an.

Simone stand auf und ging direkt auf ihn zu. Sie umschlang ihn mit den Armen und sagte in einem Tone, der endlich das Geheimnis entüllte, welches in sich zu verbergen, sie stark genug gewesen war:

„Dummkopf! — Ich habe immer nur Dich geliebt.“

Rafungslos wollte Maurice de Thouras einen Säure-trunkener Freude ausstöhnen, aber Simone legte ihm die Hand auf den Mund und befahl ihm: „Ich weiß, was Du mir sagen willst. Bellegarde, nicht wahr? Gut! Ich will Dir alles erzählen. Ich fühlte mich, ich gestehe es, zu dem Journalisten hingezogen und begte sogar die Hoffnung, daß er mir helfen würde. — Aber ich hatte bald beziffert, daß diese Ansicht falsch war. In erster Linie war er ein ehrenhafter Mensch und dann begte er für mich nur ein inzwischen rauch verflogenes vorübergehendes Gefühl. Dieser Umstand, ich mache daraus kein Geheimnis, hat mich in meiner weiblichen Ehre derart tödlich getroffen, daß ich anfang, Bellegarde wild zu hassen. Deshalb kam ich

auf den Gedanken, auf ihn die Verbrechen des Belphegor abzuwälzen. — Vor allem aber war es unbedingt nötig, daß er weiter an meine leidenschaftliche Liebe zu ihm glaube. — Deshalb habe ich die Komödie, von der Sie ja wissen, gespielt.“

„Und unter welcher ich so viel litt!“

„Vergessen Sie sich darüber nicht, denn Ihr Kummer zeigte mir, daß Sie mich so lieben, wie ich geliebt sein will!“

„Ja. — blind. — leidenschaftlich.“ — bestätigte der schöne Maurice.

Ein langer Kuß besiegelte diesen Paß, welcher das Verbrechen, die Feigheit, Infamie, kurz, alles Schändliche enthielt.

Es klopfte an der der Türe. Die zwei Liebenden trennten sich. Simone rief in ärgerlichem Tone: „Hörst!“ Es war der Budlige. Bei seinem Anblick machte Fräulein Desroches eine ungeduldige Gebärde. Mit einem heuchlerischen Lächeln sagte Luchner:

„Entschuldigen Sie die Störung. Aber die Zeit drängt.“

Simone und Maurice de Thouras tauschten einen Blick aus. Der Budlige erzählte weiter:

„Sie vergessen, daß es uns nicht gelungen ist, Chantecoq zu befechtigen. Und solange er am Leben ist, haben Sie immer zu befürchten, daß er unsere Spur entdeckt.“

„Das ist wahr.“ bestätigte der Stutzer.

Aber Simone rief in geheimnisvollem und drohendem Tone:

„Belphegor hat noch nicht das letzte Wort gesprochen. — Herr Chantecoq wird auf daran tun, sich uns nicht mehr in den Weg zu stellen. — Denn ich bereite für ihn eine Liebertragung vor, die er keineswegs erwartet.“

Maurice de Thouras und Luchner wechselten untereinander einen Blick der Ueberraschung. Fräulein Desroches sagte hierauf zu den beiden mit schrillender Stimme:

„Da Sie nicht geachtet genug waren, Chantecoq zu befechtigen oder wenigstens ihn zu hindern, uns zu schaden. — habe ich das Nötige getan. — In wenigen Stunden wird die Tochter unseres Feindes in unseren Händen sein. — Dann werden wir sehen, ob Herr Chantecoq nicht unser Kame-rad werden will!“

Der Budlige wollte sprechen. — Simone gebot ihm mit einem ungeduldigen Reichen Schweigen. „Gehen wir schlafen! — Bei Tagesanbruch fangen wir wieder mit dem Einschmelzen des Goldes an.“

(Fortsetzung folgt.)

# Die Hochzeit auf der Almreise

Humorvolle von Paul Burg.

Einem alten Schulkameraden habe ich wieder getroffen. Er sah mir in größter Eile und auch ein bisschen reichlich verwirrt. Nach fünfundsiebzig Jahren hat man sich doch allerlei zu fragen — aber er war für nichts zu haben.

„Mensch, hast Du Zeit? Kommt Du fahren?“ war sein ganzes Fragen.

„Du siehst mich doch am Steuer sitzen . . .?“  
„Ich meine, ob Du mit Kuttschiffchen . . .?“  
„Ja, das ist ja famos. Komm, laß Deine Benzintankstelle; wir spannen schnell an — es muß alles für gehen heute!“ zog er mich in seinen Hof.

„Ich sah, er hatte jetzt ein Führerzeug, früher war er ein Großhändler gewesen. Die Wagenreife tat er auf; ich sah einen abgetakelten Leichenwagen, dahinter eine sehr ehrwürdige Kuttsche, einen Sprengwagen — wofür würde er mich denn wohl bestimmt haben?“

„Es muß heute für gehen!“ erklärte er nochmals und warf mir einen Kuttschirmmantel mit silbernen Knöpfen zu. „Da ist auch der blesserne Zylinder. Fang doch auf, daß er nicht noch mehr Beulen kriegt! Ich sehe schon, ich muß die Leiche selber fahren. Du nimmst die Hochzeit und sprengst hernach die Straßen. Ja, da staunst Du, alter Freund! Meine Leiche haben mich plötzlich im Stiche gelassen — sie wollten mal wieder eine Höhenprüfung bei diesen stämmigen Zeiten, und ich hatte über dem Frischschoppen ganz und gar die Hochzeit und die Leiche vergessen — als bahnamtlicher Speditour bin ich auch noch kontraktlich bei so und soviel Grad Hitze zur Straßenreinigung verpflichtet. Na, das hat ja noch etwas Zeit. Du los doch, zieh den Karren heraus, spanne an und fahre vor — die glücklichen Menschen wohnen Grünstraße 2. Das ist da unten am Wasser, weißt Du!“ Er schlüpfte in seinen großen Leichenfahrermantel, ließ in den Stall und überließ mich meinem Schicksal.

„Ich sah mir die Brautleute an. Dies eine Mal würde sie ja wohl noch ausfallen, aber ein bisschen abtrocknen mußte man sie doch außen und innen; schwer lag der Staub auf blindem Saß und Glas. Ich fand einen Wedel und fuhr damit zärtlich über die Hochzeitsleute. Staubwolken!“

„Mensch, bist Du verrückt?“ schrie er mir von seinem hohen Bode zu. „Das Brautpaar wartet doch; spanne an!“

„Ich tat, wie mir geheißen und lenkte den alten Galafuschwagen aus dem Tore.

„Wir haben ewig auf Sie gewartet; die Glocken läuten schon — hören Sie das denn nicht?“ schrie mich, freudrot im Gesicht, der Brautvater an, und die sehr verblödete Schwiegermutter meinte giftig, man werde das Trinkgeld danach einrichten.

„Zu dieser Niederdummheit ist es nie zu spät, mein Güter“, nahm mich ein behäbiger Gast in Schutz und tat die Kuttschiffen auf, prallte zurück und rief: „Parfüm, schnell Parfüm her, die Kiste ist ja jahrelang nicht gelüftet, und die Braut wird uns ohnmächtig!“

Man verspritzte eine ganze Flasche wohlriechenden Wassers. Dann kam die Braut, befahl sich den Wagen etwas enttäuscht. Die Eltern stiegen würdevoll ein. Ich fuhr in elegantem Bogen ab und ebenso vor der Kirche an, dann noch viermal hin und her, bis alle Gäste zur Kirche gebracht waren, als letzte das Brautpaar. Damit sie auch etwas von ihrem einzigen Alleinsein hatten, fuhr ich gefühlvoller Gelegenheitsfutscher diesmal ganz langsam und umrundete in altem Aberglauben drei Mal die Kirche.

Die Heimfahrt verlief gleichmäßig, zuletzt und ganz langsam kam das neuerwählte Paar, das sich doch gewiß manderlich zu sagen hatte. Ich beachte ein gutes Trinkgeld, das ich schonmal zu mir steckte, und fuhr nach Hause.

Inzwischen hatte mein Freund Ernst die Leiche würdevoll fortgebracht, auch ein Trinkgeld eingestekt und schlug mir vor: „Jeder sprengt drei Straßen, und dann machen wir einen wohlverdienten, ausgegebenen Dämmertrippchen!“

Meine Sprengtour führte an dem Hochzeitsstau vorüber. Neugierig spähte ich in die weit offenen Fenster und hörte Rächen, mehr als bei einer Schlägerei denn von einem ehrbaren Hochzeitsmahle. Man hatte mich vielleicht gesehen. — Drei, vier Männer kamen aus dem Hause gestürzt, hemdärmelig, mit offenen Westen, die weiße Hemdbrust aufgerissen, die Gesichter blutunterlaufen. Sie schrien wie besessen: „Kollerei, Kollerei! Da ist der Salunkel!“ Ich hieb entsetzt auf meine Rossen ein, wollte mit dem Sprengwagen davonfahren, denn mir schwannte nichts Gutes. Aber man hielt meine Pferde an, der einzige Polizist des Städtchens schritt gravitätisch daher und vernahm die durch-

einander schreienden Hochzeitsgäste, die sich wie verrückt gebärdeten, Männlein wie Weiblein.

„Bei dieser letzten modernen Damenkleidung — es ist eine Gemeinheit! Wir sind alle davon betroffen, alleamt. Die Braut sitzt in der Wanne und heult. Der Bräutigam wird kalt, und der Bräutigam hat sich die Kleider vom Leibe gerissen und ist in den Teich gesprungen. Sehen Sie doch an, Herr Brautmeister, wie wir zerstückt sind! Und meine Frau erit, und die Schwiegermutter, ach, das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben. So eine Schurerei von dem Teich — in einen Almreisenhäusen hat er uns alleamt gesetzt. Die ganze Ehe ist in Frage gestellt.“

„Haben Sie den Salmiatgeist genommen?“ fragte lachlich der Brautmeister.

„Ach, was weiß ich — gekraht haben wir uns wie im Kriege, bis es keiner mehr bei Tafel aushielt. Bis auf die Klage sind mir die Pfeiler zerfallen. Herr Brautmeister — ich verlange strengste Bestrafung dieses Menschen — jetzt laßt er auch noch . . . und Sie lachen auch, Brautmeister? Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen.“

„Am besten ist, Sie drehen Ihren Sprengwagen jetzt gegen die aufgeregte Almreisengesellschaft!“ riet mir der Dide, der es vorhin so wenig eilig mit der Hochzeit gehabt hatte, und reichte mir lachend einen Taler hinauf. „Mann, Sie haben mir einen großen Spaß bereitet — ich war nämlich zu Fuß zur Kirche gegangen. Nein, das ist die vergnügteste Hochzeit, die ich seit langem erlebt habe. Gespannt bin ich bloß, wie sie nun noch verlaufen wird, wenn sich einigermassen alles aufgelöst und entsamt hat! — Mann, fahren Sie Ihren Teufel nach Hause!“

Lachend klatschte er meinem Handpferd aufs Fell.

## Reitender Krieger

Bildnis aus dem Glaubenskrieg.

Von Jürgen Uebe.

Scharf treibt der Wind von Westen her  
Im meines Pferdes Ohr.

Ich reite einjam weit einher  
Und fühle wieder, wie mich froh

In mancher langen Winternacht  
Da, wo das alte Herz jetzt laßt

Tief unten schwebigen Briefen,  
Denn schon seit Jahr und Tag und Nacht

Trägt mich und meine Eisenkraft  
Mein abgetriebenes Tier.

Scharf treibt der Wind von Westen her  
Verlorenes Heidefeld

Und hüfzerstumpfen Dünensand. —  
Lieber verarmter Reute Land

Schwellt Feuerstein wie Opferbrand  
Lieber ein stilles Meer.

Das stille Meer zieht schweigend mit,  
Und unter seinem Todesstrich

Reißt unermert, daß ich friere,  
We ihn nicht oft gekovren hat

In Sturm und Blei und Hagelstau  
Und ist doch schon so lang so da

Und weiß doch wie ein Eisenstift,  
Auch wohl, wie rost am Herzen frist

Und auch, daß man es nie vergißt,  
Wenn so ein totes Meer marschirt.

Auf meines Pferdes Widerrist  
Schlag ich den Mantel über mich,

Der Wind weht nun schon bitterlich  
Auf seinem gottverlassenen Strich,

Was kimmert so ein Windchen mich,  
Der kalte Tag wird davon wach,

Wie fern der Feuerstein zerbrach,  
Das tote Meer marschirt.

## Zu kurz

Ein Dorfstud von Heinrich Schrey.

An das Werkstättenfer des Tischlermeisters Gnagel zu Ohlendorf ostwärts der Sieben Berge klopfte der Gemeinbediener, ein kleiner, äußerst beweglicher Mann mit fast knabenhaft frischem Gesicht, aber schon stark ergrautem Haar.

„Meister Gnagel, der Armenausrist hat die Augen zugeblinzt, und der Gemeindevorstand schickt mich, den Sarg zu bestellen.“

Der Tischler legt den Hobel aufs Fensterbrett, schaut das Fenster auf, und seine unangenehme Festschimme erkönt: „So, is 'r endlich hin? Na, 's weint'r keiner un. Hat der Gemeinde lange genug zur Last gelebt, wahrhaftig. Der Teufel hat'n längst schon holen können.“

„Der Teufel“, antwortete Knofe, der Gemeinbediener, nachdrücklich, „hatte er da nichts zu holen; aber es gibt noch andere Leute, die schon lange reif sind für ihn.“

„Ste in den Sarg geklopfen springt der Tischler auf „Ben meinst du mit?“

„Den, der sich's anzieht!“

Gnagel sieht den Kleinen an, als wollte er ihn spießen, beinnt sich schnell, gukt an der Wand herum und macht ein wohlwollend freundliches Gesicht. „An so 'm Armenjarg, kannste glauben, hat man nicht 's Sarg“, lenkt er ein und rechnete auf Knofes Zustimmung.

Aus den Augen des kleinen Mannes kommt ein Strahl. „I, weißte was, Gnagel? Denn will ich's 'm Gemeindevorstand sagen, er soll doch lieber Meister Markwart den Sarg machen lassen, der hat so wie so seinen rechten Verdienst, da braucht er auch diesmal nichts zu verdienen.“

Als wäre der Tischler zum zweiten Male gestochen, so zuckt er zusammen. „Mei-ter Markwart? Wer ist Meister? In Ohlendorf gibt's nur einen Meister, und der heißt Gnagel!“ Seine grünlichen Augen funkeln, und er fährt mit mehrmals überstimmender Stimme fort: „Zeit 20 Jahren habe ich alle Gemeinbediener — und wer laßt mir etwas nach — wer, wer? — Den will ich wissen!“ Und sein letztes Wort, mit dem er den Fensterhaken zuschlägt: „Sage dem Gemeindevorstande, der Sarg wäre bereits angefangen.“

Der Gemeinbediener geht fort, ingrimmig vor sich himmelnd: „Diesen Gnagel möcht' ich einmal anführen. — Herrgott, wüßt' ich nur, wie! Beschwimmeln tut er die Gemeinde, wo er kann, und gönnt dem armen Markwart, dem von Gottes und Rechts wegen die Gemeinbedienern längst hätten übertragen werden sollen, nicht das bißchen Luft zum Atemholen.“

„Weiß Gott, der kleine Mann hatte recht.“

Mit einer ungewöhnlichen Hast stapfte Gnagel alsbald ins Armenhaus, um der auf moorigem Strohlager ausgestreckten Leiche das Maß zu nehmen. Er klopfte die Tür auf und hatte sogleich seinen Verger. „Der Mensch hat eine unverhältnismäßig lange“, murrte er und maß noch einmal. „Hätte er nicht einen Kopf kürzer sein können?“ Gnagel schlug die Tür zu und kehrte ärgerlich in die Werkstätt zurück. Ein paar elende Tannenbretter holte er aus einem Winkel hervor, wischte den Wurmsraub herunter und legte das Maß an. „Verflucht!“

Sie waren gut um Kopfeslänge zu kurz. Gnagel polstert in der Werkstätt herum, steht still, überlegt, funkelt mit den Augen, wirft ein Brett über die Hobelbank und greift entschlossen zum Hobel. „Nur, der ich hin! Was nicht paßt, muß passig gemacht werden.“

Hobel und hämmert die ganze Nacht, und als die Hähne zum erstenmal krähen, ist der Sarg fertig. Meister Gnagel gukt forschend durchs Werkstättenfenster. Die Hähne krähen schon in der ganzen Nachbarschaft, aber über dem Dorfe liegt noch dicke Finsternis.

„Was brauche ich den Gemeinbediener! Bin ich nicht allein Mannes genug? Wer tot ist, läßt sein Guden, und Geister und Gespenster gibt es nur für Kinder und Naumen. Ich habe noch nichts gesehen, — auch noch keinen Gott und Teufel.“

Also lud er den Sarg auf den Schiefbarren und fuhr auf Almwegen durch die Finsternis nach dem Armenhause.

Nach dem Hobelmeister war der erste im Armenhause der Gemeinbediener. Er sah das leere Strohlager, sah den vernagelten Sarg, kugte so der Kleinheit und sagte: „D weh, das hat seine Nichtigkeit nicht! Wenn der Gnagel einen Armenjarg, den er sich gut bezahlen läßt, bei Nacht und Nebel transportiert und das Einlegen einer Armenleiche in schwarzer Nacht mutterjessenallein besorgt, — weiß Gott! — das hat seine Nichtigkeit nicht! Ich seh' es — der Sarg ist zu kurz!“ Er suchte sich des über ihn kommenden starken Grauens zu erwehren, geht um den Sarg herum und schüttelt heftig den Kopf. „Sieh nur, wie dicht er die Nägel geschlagen hat! Die Füchse, es könne sonst einer seine Schleichheit entdecken, hat ihn zur Verhinderung getrieben. — Oh du abscheulicher, abscheulicher Gnagel du!“

Dann stellte er sich an das Ende des Sarges und schüttelte lange den Kopf. „Armer Fritz, als du noch lebstest, haben sie dir kein bestimmtes Lager gegönnt, nun du tot bist und dich unten in unser Herrgotts Erde ordentlich ausstrecken könntest, ohne anderen lästig zu fallen, pferst man dich in einen Sarg, der mindestens ein 'n Kopf zu kurz ist.“

Unwillkürlich klopfte er auf den Sarg. „Nicht denkt, wenn ich darin liegen sollte, ich müßte in jeder Mitternacht herausfliegen und dem gnackpöppigen Sargmacher die Hölle heksen!“

Künftelnde Entrüstung im Auge, verließ der Gemeinbediener das Armenhaus und drohte noch mehrmals mit der Hand nach der Gegend, wo Meister Gnagel wohnte.

Am andern Tage war das Begräbnis. Das Gefolge bestand aus dem Geistlichen, dem Lehrer, dem Gemeinbediener und zwei alten Mitterhagen, denen sich auf der Mitte des Weges noch der arme Tischler Markwart angeschlossen.

Und es wurde Abend, und es kam die Mitternacht, wo die Gullen schreien.

Meister Gnagel lag im dicken Federbett und träumte von dem Profit, den ihm der Sarg eingebracht hatte, bis ihm plötzlich ein fürchterlicher Kopf auf den Leib kam, den er trotz aller Mühe und Qual nicht umdrehen vermochte. In Schweiß gebadet, schal er empor und erwachte.

„Was war das? Ein Hirscher? Er sprang auf und preßte, um deutlich zu sehen, die Sitten an eine Fensterleiste. Da erhob sich vom Erdboden eine weiße Gestalt, rechte sich zu einer riesenhaften Höhe, drohte mit zwei hageren, klappernden Armen und rief höhl und grauenvoll: „So fort!“ (Zu kurz!) Und wieder: „So fort!“ Anfänglich kurz abgedrohen, dann lang und schaurig gezogen.

Meister Gnagel löst einen gellenden Schrei aus und einen Rosmarintopf seiner Frau um, prallt zurück und taumelt zu Boden.

„So fort! So fort!“

„Fronmer Gott, steh' mir bei!“ ächzt der Tischler und drückt das Gesicht in die Hände.

„So fort! So fort!“

„D Gott, es ist kein Geist! — o, weil ich nicht recht getan! Weil ich — den Sarg zu kurz gemacht und den Kopf . . . o Gott, o Gott! steh' mir bei, ich will so etwas nie wieder tun!“

„So fort! So fort! So fort!“

Das dauerte bis an den Glodenstag ein — dann wurde es still, bis auf das Gullengeschrei, das noch lange anhält.

In der nächsten Nacht erschien der Geist abermals und erhob seine mark- und beinbruchdringende Anklage. Ebenso in den folgenden Nächten. Mit dem Glodenstage zwösf stellte er sich ein, mit dem Schlage ein bischward er wieder.

Gnagel berging wie der Tag. Wer ihn ansah, sah nichts als Furcht und Entsetzen. Zuletzt konnte er's nicht mehr ertragen. — Ihm fiel ein, wie die Alten die umgehenden Geister gebannt hatten, und als wieder die Mitternachtsstunde schlug und der Geist mit dem Glodenstage zugleich anhub, „so fort! so fort!“, da faßte er sich ein Herz, wo er keins hatte, und rief ätzend und bebend: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

„Und ich auch!“ tönte es von draußen in hellestem Tone — und darnach blieb es still.

„Sage mir, guter, besser Fritz“, keuchte Meister Gnagel, „was muß ich tun, daß du Ruhe hast?“

„Den Sarg länger machen!“

„D frommer Gott und Heiland!“

„Dber geloben, keinen Sarg wieder zu machen!“ kam's von draußen, wobei die Arme unter dem Fenster klappernten.

„Fritz, ich gelobe es!“ stöhnte Gnagel in seiner Angst mit einem Zuge der Erleichterung.

„Auch mußt du geloben“, hob die unheimlich hohe Stimme wieder an, „überhaupt gar keine Gemeinbediener mehr anzunehmen.“

„Fritz, ich, ich — gelobe auch das!“ ächzt Gnagel und ringt die Hände.

„So lange du dein Gelübde hältst, so lange habe ich Ruhe. Brichst du es, erscheine ich dir wieder.“

Ein Krachen — und alles war still. —

Der Geist hatte Ruhe für alle Zeit, denn Meister Gnagel verkaufte Haus und Habe und zog in eine andere Gegend.

Das Gelächter des ganzen Dorfes schallte hinter ihm her. Man erzählte sich, der Geist sei niemand anders gewesen als — der kleine Gemeinbediener Knofe; aber das glaub ich nicht. Nein, das glaub' ich nicht. Oder — glaub's, wer will!

## Bunte Ecke

„Erklärlich. „Warum haben Sie die Briefstafche, die Sie gefunden haben, nicht gleich abgegeben?“ — „Dat wör to spät, Herr Richter.“ — „Aber am nächsten Morgen?“ — „Dor wär dat irrt recht to spät, dor wör nix mehr dor binn.“

„Schmeichelhaft. Theje ist eben eingeschlafen, als er von seiner Frau geweckt wird. „Du, Theje, ich kann nicht einschlafen, mi bitt ein Floh.“ — Agerlich meint Theje: „Schallt dat Licht in, wenn he di liibt, denn knipp he von silms ut.“

## Schachspiel

Lösung zum Problem Nr. 186.  
1. Le6-d5, Kg6-f6 2. Th8-d8. 1. —, Kg6-f6, 2. Kg4-f5.

## Seine Majestät der Kranke

Von Charles Lamb 1775 bis 1834.

(Aus einer Sammlung englischer Essays.)

Eine heftige Grippe, die mich während der letzten Wochen zum Gefangenen meines Zimmers machte und jetzt langsam zu schwinden im Begriff ist, läßt mich unfähig, über etwas anderes als meinen Zustand nachzudenken. Erwarte daher, lieber Leser, keine gesunden Betrachtungen von mir! Ich kann nur mit den Träumen eines kranken Mannes aufwarten.

Und wahrlich traumhaft ist alles, was mit Krankheit zusammenhängt. Was ist Krankheit denn anders als ein herrlicher Traum: wenn man so im Bett liegt, bei gedämpfem Licht das ganze geschäftige Treiben dort draußen auf den Gassen vergißt; wenn man dann allmählich stumpf wird gegen die Geräusche des Lebens und nur noch den eigenen Puls schlagen fühlt. Wenn es eine Einsamkeit der Könige gibt: auf dem Krankenlager ist sie zu finden. Wie herrscht der Patient in diesem Reich! Was kann er sich nicht alles durch den Kopf gehen lassen, ohne daß ihn jemand hören dürfte! Wie majestätisch kann er seine Kissen schwingen, schütteln, drehen, mit den Fäusten bearbeiten und wieder glattrücken, je nachdem seinen pochenden Schläfen das zu behagen scheint!

Er wechselt seinen Standpunkt — oder richtiger gesagt, seinen Liegepunkt — öfter als ein Politiker. Bald langausgestreckt, bald mit hochgezogenen Knien, jetzt im schiefen Winkel und schieflich ganz in der Quere; und keiner fragt ihn der Unfertigkeit an. Innerhalb seiner vier Wände ist der Kranke absolut.

Und wie die Krankheit die Grenzen unserer Individualität weitet! Für den Kranken gibt es kein anderes Objekt des Interesses als ihn selbst. Vollkommene Selbstsucht ist seine heiligste, seine einzige Pflicht. Die Behn Gebote enthalten für ihn nichts anderes mehr. Er hat an nichts mehr zu denken als daran: wie werde ich gesund? Was in der Welt draußen oder bei ihm im Zimmer vorgeht, berührt ihn nicht, sofern nur das Geräusch ihn nicht fört.

Wer kürzen noch folgte er vielleicht voller Spannung dem Verlauf eines Prozesses, der das Glück

oder den Ruin seines besten Freundes besiegeln konnte. Auf Bitten dieses Freundes lief er die halbe Stadt aus, wickte hier auf einen Jungen ein, munterte dort einen Anwalt auf. Gestern sollte die Sache verhandelt werden. Und nun ist ihm die Entscheidung so gleichgültig wie die Händel zweier Chinesen in Peking. Wohl kann er sich aus dem Gewisper, das im Hause umgeht, zusammenreimen, daß die Sache vor Gericht gestern schief gegangen und sein Freund ruiniert ist. Aber „Freund“ und „Ruin“ — das sind jetzt für ihn leere Worte. Er hat an nichts anderes zu denken als an sich, seine Gesundheit.

Welcher Ruß von fremden Sorgen stukt doch unter, wenn wir nur diesem einen, ausschließlichen Gedanken leben! Gleich einem stählernen Panzer schützt den Kranken seine Krankheit, gleich einem dicken Fell umhüllt ihn sein Leiden. Sein Mitgefühl aber vermag er wie den edelsten Tropfen seines Kellers hinter Schloß und Riegel, nur zum eigenen Genuß bestimmt.

So liegt er da, sich selbst bemitleidend, Subjekt und Objekt seines Jammers, zerfließend vor Gefühl, wenn er sich bemüht wird, was er zu Leiden hat und sich nicht einmal schämend, wenn ihm aus Rührung über seinen erbarmungswürdigen Zustand Tränen die Wangen herabrollen. Innerlich aber schmiedet er Pläne, wie er sich selbst etwas Gutes erwischen, brüit er über eine Kriegslift, wie er sich eine, wenn auch nur eingestübte Veränderung verschaffen könnte.

So verheißt er der Kranke sich selbst, spaltet sich gewissermaßen in ebenso viele Einzelpersönlichkeiten, als er Körperteile besitzt, die ihn schmerzen. Manchmal flint er wie über etwas, das gar nicht zu ihm gehört, über seinen armen Kopf nach und über diesen blöden Schmerz, der im Nacken oder Schläfen die ganze Nacht darin gewölkt hat. Er hat es geradezu handgreiflich vor seinen Augen, dieses scheußliche, lächerliche Instrument des Schmerzes, das offenbar ohne Denken der Hirschkale gar nicht zu entfernen sein wird. Ein andermal bergeht er vor Mitleid mit seinen langen, kalten, feuchten Fingern . . . Seiner ganzen Körperlichkeit Jammers packt ihn an. So ist sein Bett ein Paradies reiner Menschlichkeit und unigster Gefühle.

Der Kranke ist kein eigener Seelenfreund und fühlt instinktiv, daß niemand sonst ihn vollkom-

men verstehen kann. An Zuschauern bei der Tragödie liegt ihm nichts. Einzig und allein das punktlche Gesicht der alten Pflegerin gefällt ihm noch, das ihm keine Absippen und seine herbstlichen Schnapshen ankündigt. In diesem Gesicht tut ihm der nächsten geschäftige Ausbruch, die Unsentimentalität, besonders wohl, und daß er sich vor ihr wegen seiner Fieberphantasien so wenig wie vor seinem Bettposten zu genieren braucht.

Für die Geschäfte dieser Welt ist er ein inter Mann. Er begreift nicht, was es mit den Berufen und Tätigkeiten der Sterblichen auf sich hat; höchstens, daß ihm das Vorhandensein solcher Dinge schwach aufdammer, wenn der Arzt seinen täglichen Besuch macht. Aber selbst in den Augen dieser sachlichen Geschäfte liegt er nichts von der Erstienz anderer kranter Menschen, bleibt sich vielmehr der Bedeutung als „der“ Kranke bewußt. Zu welchem anderen Schmerzenslager der gute Mann eilt, wenn er das Zimmer verläßt, gehört nicht zu den Überlegungen, deren unser kranke augenblicklich fähig ist. Er denkt nur an die eintige Wiederkehr des gleichen Phänomens zur gleichen Stunde an den nächsten Tagen.

Auch Hausaltgeräusche geben an seinen Ohr vorbei. Irigend ein schwaches Gemurmel, daß das Leben im Hause weitergeht, wirkt beruhigend auf ihn, ohne daß er genau weiß, was es eigentlich bedeutet. Seine Säge ist es nicht, irgend etwas zu wissen, irgend etwas zu denken. Dienstbare Geister hüpfen wie auf Samt die entsetzte Truppe auf und nieder und halten auf eine sanfte Art sein Ohr wach, indem sie ihn bei aller Gleichgültigkeit ein wenig raten lassen, was es für sie wohl zu besorgen gibt. Genauere Kenntnis wäre ihm lästig: nur gelegentliche Vermutungen sind für ihn erträglich. Er öffnet nur eben ein wenig die Augen beim dumpfen Laut des unwidderlichen Türklopfers und schließt sie sofort wieder, ohne zu fragen, wer da wohl gekommen sein mag. Er findet es in Ordnung, wenn er auf diese Weise merkt, daß man sich nach seinem Befinden erkundigt; aber wer es war, interessiert ihn nicht. In der allgemeinen Ruhe und der erhabenen Stille des ganzen Hauses liegt er voller Würde da: Seine Majestät der Kranke.

Quodlibet, krank sein heißt: souveräne Vorrechte genießen. Man verleihe ihm nur einmal den letzten

Schritt und die summe Bereitwilligkeit, mit der ein Kranke in kritischen Stadium bebent wird, mit dem gleichgültigen Benehmen, dem ganz unfeierlichen Kommen und Gehen derselben Leute, sobald es diesem Kranken auch nur ein wenig besser geht! Und man wird zugeben müssen, daß der Schritt vom Krankenlager (Thron wäre das richtige Wort) zum Bettstuhl des Gesunden einen schrecklich tiefen Fall bedeutet, der einer Enttönnung gleichkommt. Ich, wie doch die Wiederherstellung einen Menschen sogleich wieder auf sein Normalmaß zusammenschumpfen läßt. Wo ist nun die respektvolle Distanz, die man speben noch vor ihm wahrte?

Die Szene seines königlichen Wirkens, seines Krankenzimmers, das sein Audienzsaal war, wo er lag und seine despotischen Phantasien spielen ließ; wie ist alles jetzt wieder zu einem ganz gewöhnlichen Schlafzimer degradiert! Die kühle Geordnetheit des Bettes selbst hat etwas Kleinfaches und Bedantisches an sich. Jeden Tag wird das Bett jetzt wieder gemacht. Wie ganz anders schaut das aus als jenes wogende, vielfach gefurchte, ozeanische Kissen von damals, als man nur alle drei oder vier Tage daran denken konnte, das Bett überhaupt richtig in Ordnung zu bringen. Ja, damals, als Seine Majestät nur unter Schmerzen und Seufzen für einige Augenblicke auf den Händen aus dem Bett getragen werden durfte, um den Annahungen einer durchaus erlöschenden Sauberkeit und eines Anstandes, dem sein erschütterter Gemütszustand widerstrebte, sich zu unterwerfen. Bis man ihn dann in sein Bett wieder hneinboh, für eine Frist von drei oder vier Tagen, während deren er es seinen Bedürfnissen entsprechend von neuem ummodelln konnte, jede Faule eine geradezu historische Erinnerung an ein neues Regimesystem, ein beschwerliches Umdrehen, ein berechnliches Experimentieren zur Entspannung kritischer Situationen . . .

Verflummt sind jene geheimnisvollen Seufzer, alles Klagen und Schöhnen, das um so geheimnisvoller Klang, als niemand ahnte, aus welchen Untergründen unermeßlichen Leids es sich entsprang. Der Sturm hat ausgebläst. Die Qualen sind erloschen. Das Rätzel der Krankheit ist gelöst.

Und Philoklet, der ehle Bogenschütze, um dessen Wunden das ganze Griechenland bangte, ist wieder ein ganz gewöhnlicher Bürger.